

Die Opfer der kommunistischen Macht in Nordböhmen 1945-1946

EINE AUSSTELLUNG DER FÖDERATION DER UNABHÄNGIGEN SCHRIFTSTELLER, PRAG,
IN ZUSAMMENARBEIT MIT DEM FÖRDERVEREIN DER STADT SAAZ/ŽATEC



Ausstellungseröffnung am 19. Mai 2006 in Launer Vrchlicky-Theater (oben). Mitte: Ausstellungseröffnung am 17. Februar 2007 im Regionalmuseum Teplitz mit dem Berliner Exiltschechen Paul Neustupny von der christlichen Initiative „Go East“, die sich der deutsch-tschechischen Versöhnung verschrieben hat. Unten: Ausstellungseröffnung am 21. Juni 2006 in Teschen-Bodenbach (Fotos: Privatarchiv Vacek)



Das war kein Zornesausbruch des Volkes

ERÖFFNUNGSREDE ZUR AUSSTELLUNG VON EDUARD VACEK

Meine sehr geehrten Damen und Herren, sehr geehrte Gäste, erlauben Sie mir, Sie im Namen der „Föderation der unabhängigen Schriftsteller“ zur Eröffnung einer Dokumentationsausstellung zu begrüßen, die wir „Die Opfer des Kommunismus im nordböhmisches Grenzgebiet 1945-1946“ betitelt haben. Als Motto dieser Ausstellung haben wir ein Zitat von Petr Příklad¹ gewählt: „Das war kein Zornesausbruch des Volkes, sondern ein Akt der gerade entstehenden Staatsmacht.“ Diese Wahl ist nicht zufällig, sondern sorgfältig überlegt.

Wie der Titel sagt, geht es uns darum nachzuweisen, dass die politische und faktische Verantwortung für den tragischen Verlauf der Internierung der deutschen Bevölkerung im nordböhmisches Grenzgebiet und ihre Abschiebung aus dem Gebiet der Tschechoslowakischen Republik 1945-1946 bei der Kommunistischen Partei liegt. In dieser Zeit haben die Kommunisten den militärischen Abwehrrichtendienst [OBZ] und durch diesen auch den Stabsbereich der entstehenden Tschechoslowakischen Volksarmee und ebenso das Innenministerium einschließlich des neu gebildeten Korps für die nationale Sicherheit [Volkspolizei] beherrscht. Aus diesem Grund tragen die Befehlshaber der jeweils zuständigen Einheiten der Volksarmee und der Volkspolizei sowie die kommunistischen Funktionäre des Innenministeriums und des Nationalausschusses die volle persönlich und parteiliche Verantwortung für das Geschehen, das in unmenschlichen Ausschreitungen und Gewalttätigkeiten gipfelte und im Resultat einen völligen Ausfall der Staatsmacht bedeutete.

Diese Ausstellung zeigt, dass dies nur möglich war, weil sich die Svoboda-Armee² durch die Bewaffnung mit sowjetischen Panzern mit dem Bösen infizierte – sie führte zur Infiltration des Staatsgefüges mit der kommunistischen Ideologie und später explosionsartig zu unkontrollierter Gewaltherrschaft, die man den tschechischen „Gestapismus“³ genannt hat. Dieses leninistische Prinzip brutalen Jakobinertums richtete sich zuerst gegen unsere deutschen Mitbürger und danach, da es sich als geeignetes Werkzeug zur Liquidierung politischer Gegner erwiesen hatte, auch gegen den sog. inneren Feind – das waren alle, die Widerstand gegen die kommunistische Ideologie leisteten.

Es steht außer Zweifel, dass die Gewaltakte nach Kriegsende und Ende des Naziregimes gegen alles, was deutsch war, auf dem Boden der Sowjetunion von langer Hand ideologisch und praktisch vorbereitet worden war.

Angehörige des [sowjetischen] NKWD⁴, die damals in den Führungsgremien des Abwehrrichtendienstes [OBZ] saßen, hatten viel Erfahrung sowohl mit der Bekämpfung der eigenen Bevölkerung, als auch mit Deportation und Vertreibung. Die Vernichtungs- und Arbeitslager Lenins und Stalins dienten schon den Nazi-funktionären als Vorbild, diese „verbesserten“ nur noch die Technik des Völkermords.

Nach der Auswertung der Dokumente, Archivalien und Fotografien können wir ermitteln, wie ausgeklügelt die kommunistische Planung war. Ich möchte hier gerne auf einige Details eingehen, die uns durch ihre Raffiniert-heit überraschen. Bewohner der [bis 1938 tschechischen] Karpatenukraine, Ruthenen, Wolhyniendeutschen und andere, die vor dem Naziregime in die [innere] Sowjetunion flüchteten, wurden als „Spione“ zu langjährigen Haftstrafen verurteilt und in Gulags deportiert, womit sie *de facto* zum Tode verurteilt wurden. Nur dadurch, dass sie in die tschechoslowakische Heeresgruppe [Auslandsarmee] eintraten, konnten sie überleben. Nach der Besetzung und [späteren] Annexion der Karpatenukraine durch die Sowjetunion wurde es diesen Soldaten und ihren Familien ermöglicht, für die [Übersiedlung in die] Tschechoslowakei zu optieren. Ihr neues Wohngebiet sollte das Sudetenland sein, dazu sollten sie das Eigentum der vertriebenen Deutschen erhalten.

Kein Wunder, dass diese jungen Svoboda-Soldaten mit Energie und Enthusiasmus ohne Unterschied alle Deutschen, also ohne Rücksicht auf Schuld, Alter, Geschlecht und sonstige Kriterien, nicht nur vertrieben, sondern auch hinschlachteten. Die neuen Bewohner des Sudetenlandes, die den deutschen Besitz bekommen hatten, wussten, wem sie dankbar sein mussten. Die KPČ erhielt dort bei den Wahlen 1946 im Schnitt zehn Prozent mehr Stimmen als im Landesdurchschnitt. Die Dokumente dieser Zeit belegen auch überzeugend, wie man mit



Eduard Vacek (Foto: Privataarchiv)

den [deutsch-böhmischen] Antifaschisten umging, die – 90.000 an der Zahl – angeblich freiwillig das Sudetengebiet verließen, und die man in Gebiete Deutschlands deportierte, die von der Roten Armee verwaltet wurden.

Inmitten der ganzen politischen und moralischen Verkommenheit der Zeit fanden wir aber auch bedeutende Persönlichkeiten, die sich bemühten, beim Nachkriegsaufbau die Usurpation der Gesellschaft durch kommunistische Willkür zu verhindern. Im Militärbereich war das vor allem General Heliodor Píka⁵, der in hohem Maß moralische Autorität bewies und sich heftig gegen die Sowjetisierung der Armee wehrte. Für seine antikommunistische Standhaftigkeit wurde er in einem Schauprozess zum Tode verurteilt. Bei den Politikern waren es einzelne Abgeordnete der verfassungsgebenden Versammlung, unter ihnen besonders Dr. jur. Bohumír Bunža⁶, dessen Beispiel zeigt, dass es auch im schwierigen Klima der Vorfebruarzeiten möglich war, sich gegen die moralische und politische Verwüstung der Nation zu wehren. Aus seiner Position zwang er die Sicherheitsorgane, die damals schon völlig in der Gewalt der Kommunisten waren, die als „nachrevolutionäre Ereignisse“ bezeichneten Nachkriegsexzesse zu untersuchen⁷. Dank diesen bedeutenden Männern liegen heute Dokumente vor, die gleichermaßen die Exzesse gegen die deutsche Bevölkerung wie auch gegen unbequeme Personen tschechischer Nation aufklären. Auch dieser Mann wurde von den Kommunisten in einem Schauprozess zum Tode verurteilt. Zum Glück konnte sein Urteil nicht vollstreckt werden, denn Dr. jur. Bunža flüchtete aus dem Machtbereich kommunistischer Justiz. Auch Justizminister Prokop Drtina, ein Anhänger unparteiischer Gerechtigkeit, wurde zu einer langjährigen Freiheitsstrafe verurteilt⁸. Nicht alle wurden Diener des Sowjetregimes und der kommunistischen Partei. Ihren Heldenmut aber haben sie oft mit dem Leben oder mit langjähriger Gefangenschaft unter unmenschlichen Bedingungen bezahlt.

Ich muss hier sagen, dass wir viele Dokumente und historische Materialien, die wir mühsam aus Archiven erworben haben, nur dank der groben Nachlässigkeit der StB-Organen gewonnen haben, die nicht alles vernichtet haben, was zerstört werden sollte, so wie das fast im Falle des sog. Postelberger Massakers gelungen ist. Vermutlich weil einige der direkt Beteiligten und militärischen Befehlshaber später mit hohen Verwaltungsfunktionen betraut wurden (ich meine z. B. den OBZ-Hauptmann⁹ Zícha, alias Petrov, der Sekretär des Bezirksnationalausschusses in Saaz wurde¹⁰), verschwanden aus den Archiven viele zeitgenössische Presseartikel, Fotos und Dokumente. Nicht nur aufgrund unserer Ausdauer, sondern auch dank der Mitarbeit von Archiven, Museen und Privatleuten, die wegen ihrer Vielzahl hier nicht namentlich aufgeführt werden können, haben wir genügend Stein-

chen für das Mosaik gesammelt, um ein vollständiges Bild der Verantwortlichen für die Schrecken der Nachkriegszeit zu bekommen. Hinsichtlich des schon erwähnten Massakers von Postelberg sind wir viel weiter gekommen



Prokop Drtina (1900-1980), Justizminister 1946-48 (Foto: Privataarchiv)

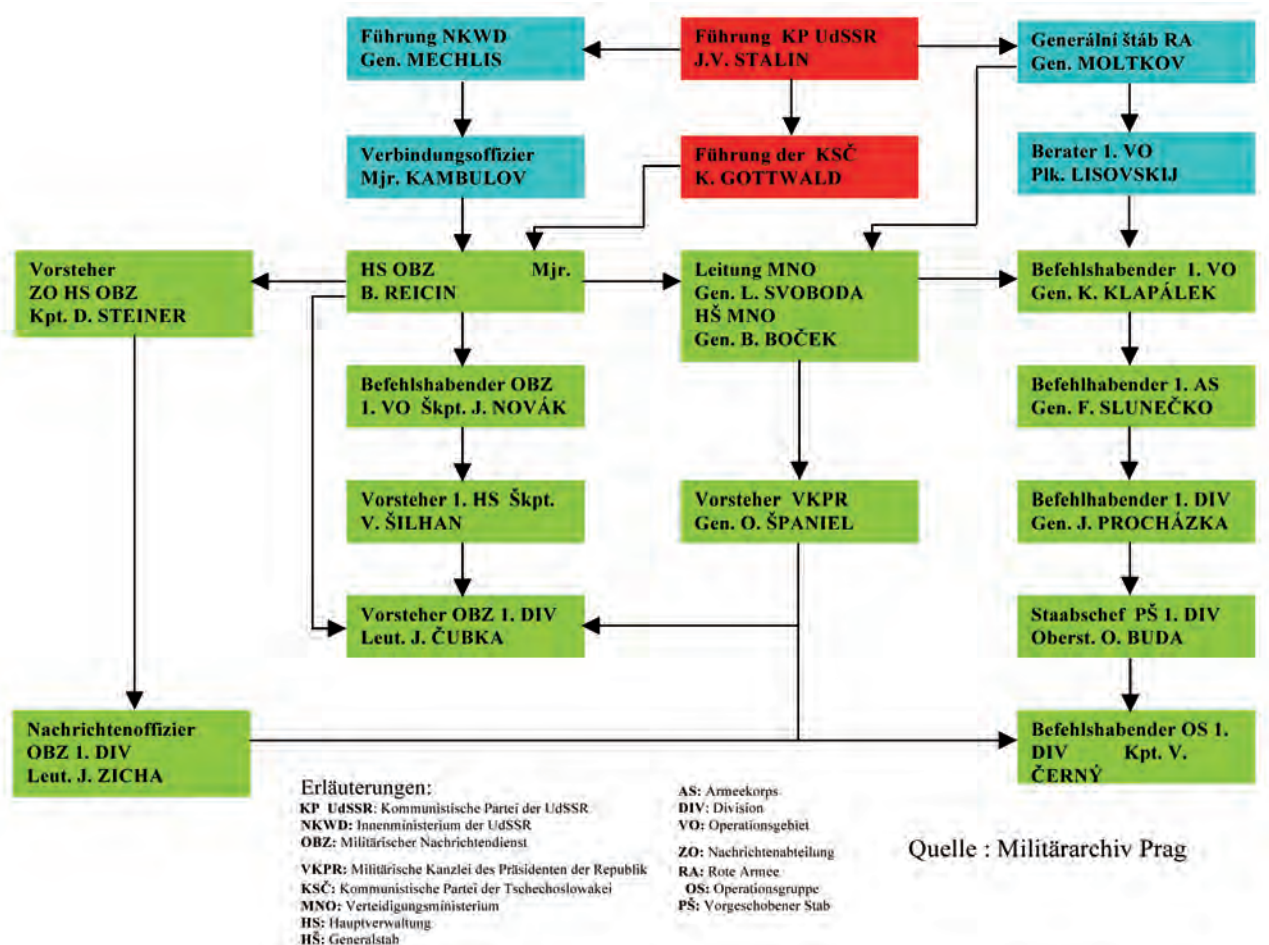
als der Ermittlungsbeamte der Polizei in den neunziger Jahren¹¹, der den Fall aufgrund der Anzeige des Schriftstellers Ludvík Vaculík¹² untersucht, aber als ungelöst abgelegt hat. Wir können heute das Maß an Verantwortung jeder einzelnen Person genau bestimmen, die an dieser Angelegenheit beteiligt war. Ich möchte außerdem den Zeitzeugen¹³ danken, ohne deren Hilfe und Mitarbeit das Bild dieser Ereignisse nicht vollständig wäre.

Bei der Vorbereitung dieser Ausstellung sind wir auf eine große Menge Beweismaterial gestoßen, das wegen



Das Gefängnis Na Borech in Pilsen; hier wurden zahlreiche Gegner und in Ungnade gefallene Anhänger der Kommunisten eingekerkert und hingerichtet, z. B. General Píka (Foto: jardevog@seznam.cz)

Politische und militärische Befehlsstruktur Postelberg im Mai/ Juni 1945



Diese Grafik aus dem Ausstellungskatalog von 2009 repräsentiert den damaligen Wissensstand des Ausstellungskurators Eduard Vacek. Sie ist einer der ersten Versuche überhaupt, diese Zusammenhänge darzustellen. Hauptmann Steiner und Leutnant Zícha gehörten indes nicht dem OBZ an, sondern dem militärischen Nachrichtendienst, der II. Abteilung des Hauptstabes bei der 1. Division. Befehlshaber der 1. Tschechischen Division war ab Juni 1945 Oberst Jan Procházka, der später rückwirkend zum General ernannt wurde. Sein Vorgänger General Španiel, jetzt Vorsteher der militärischen Kanzlei des Präsidenten Beneš, hatte noch die Weichen zu „Postelberg“ gestellt, indem der Čupka, Zícha und Černý einen entsprechenden „Wink“ gab. Die drei gehörten zu seinen Offizieren, als er noch Kommandant der 3. Brigade war, die Mai 1945 in der neu gegründeten 1. Division aufging. – Generaloberst Lew Mechlis war nicht Leiter des NKWD, sondern zeitweise Stalins Sekretär (1923-1930) und seit 1937 führender Politkommissar („Armeekommissar 1. Grades“) der Sowjetarmee; in dieser Funktion soll er für 157.000 Todesurteile verantwortlich sein.

seines Umfangs auf dieser Ausstellung nicht vollständig gezeigt werden kann. Alle diese Materialien, Dokumente und Fotografien beweisen eindeutig, dass die Gewalttaten im nordböhmischen Grenzgebiet im Zeichen der kommunistischen Ideologie von Wehr- und Sicherheitsorgane gründlich geplant und durchgeführt wurden. An diesem Terror beteiligten sich maßgeblich Spezialeinheiten des sowjetische NKWD und der tschechoslowakische Sicherheitsdienst OBZ, die unmittelbare Ausführung war der Elitetruppe 1. Tschechoslowakisches Armeekorps, der sogenannten Svoboda-Armee, anvertraut. An den

Gewaltakten beteiligten sich auch Einheiten der Revolutionsgarde, Partisanen und Einzelpersonen mit psychopathologischen Neigungen, die willkürlich die ihnen anvertraute Macht missbrauchten.

Es ist eine warnendes Beispiel und ein historisches Unrecht, dass keiner der Akteure dieser prinzipienlosen Gewalt bestraft wurde. Die verbrecherischen Untaten wurden gedeckt und pardonnirt durch das sittenwidrige Gesetz Nr. 115 vom 8. Mai 1946 „Über die Rechtmäßigkeit von Taten im Zusammenhang mit dem Kampf zur Wiedererlangung der Freiheit der Tschechen und Slowaken“.

In §1 dieses Gesetzes heißt es wörtlich: „Eine Handlung, die in der Zeit vom 30. September 1938 bis zum 28. Oktober 1945 vorgenommen wurde und deren Zweck es war, einen Beitrag zum Kampf um die Wiedergewinnung der Freiheit der Tschechen und Slowaken zu leisten, oder die eine gerechte Vergeltung für Taten der Okkupanten oder Ihrer Helfershelfer zum Ziele hatte, ist auch dann nicht widerrechtlich, wenn sie sonst nach den geltenden Vorschriften strafbar gewesen wäre.“ Die fortdauernde Gültigkeit dieses Gesetzes ist ein Grund für die schwierigen internationalen Beziehungen zwischen Deutschen und Tschechen.

Diese Ausstellung will beitragen zur Diskussion über die Entstehungsursache von nationalen Streitigkeiten,

indem sie Verantwortung und Schuld einzelnen Personen zuordnet und lange verdrängte Ereignisse im Lichte der Wahrheit betrachtet. Dies ist die aufrichtige Absicht der Organisatoren dieser Ausstellung. Unsere Ausstellung befindet sich zweifellos im Einklang mit der Resolution des Europarats vom 25.1.2006 „Über die Notwendigkeit der internationalen Verurteilung von Verbrechen totalitärer kommunistischer Regime“. Ebenso wie das Europaparlament sind auch wir überzeugt, dass die Kenntnis der Geschichte eine Voraussetzung dafür ist, dass sich solche Verbrechen nicht mehr wiederholen können.

Übersetzung Otokar Löbl und von Andreas Kalckhoff

ANMERKUNGEN

1. Petr Příhoda (geboren 1939) ist ein namhafter Psychiater und Journalist in der Tschechoslowakei. 1990-1992 war er Pressesprecher und Berater des damaligen Ministerpräsidenten der Teilrepublik Tschechien in der Tschechoslowakischen Republik, Petr Pithart. 1992 wurde er auf den Lehrstuhl für medizinische Ethik an der Karlsuniversität Prag berufen. Sein Vater starb als Widerstandskämpfer in deutscher Haft.

2. Die Armee des tschechischen Brigadegenerals Ludvík Svoboda kämpfte zusammen mit sowjetischen Truppen gegen die Deutschen und befreite im Mai 1945 die Tschechoslowakei.

3. Nach der nazideutschen „Gestapo“ (Geheime Staatspolizei).

4. NKWD = Narodny Komissariat Wnutrennikh Del, führende Organisation der Geheimpolizei während der Stalinzeit, verantwortlich für die politische Repression und die sogenannten Gulags.

5. Zum stellvertretenden Generalstabschef Heliodor Pika (1897-1949) siehe S. 53, Anm. 19.

6. Zu Bohumír Bunža siehe S. 110, Anm. 2.

7. Leider lässt sich aus den hier veröffentlichten Dokumenten nicht ablesen, dass sich Bunža wirklich um eine rechtsstaatliche Aufklärung und Ahndung der Ereignisse von Postelberg bemüht hätte. Er unterwarf sich, wie aus der Abschlussbesprechung der Saazer Verhöre Ende Juli 1947 hervorgeht, widerspruchs- und kommentarlos dem sogenannten „Amnestiegesetz“ und zeigte demonstrativ kein Interesse an der Bestrafung der Täter. Seine einzige Sorge war, wie die seiner Kommissionskollegen, das Ansehen der Tschechoslowakei im Ausland.

8. Prokop Drtina (1900-1980) arbeitete zuerst als Jurist im Finanzamt und wurde 1929 Sekretär von Präsident Edvard Beneš. Seit 1928 war er Vorsitzender der (demokratischen) Volksozialistischen Partei (*národně socialistické strany*). Nach 1938 arbeitete er für die Exilregierung, un-

ter anderem als BBC-Kommentator in London. 1945 wurde er Mitglied der Nationalversammlung. Als Justizminister (1945-1948) versuchte er, die Unabhängigkeit der Justiz gegenüber der Kommunistischen Partei aufrechtzuerhalten. Obwohl er radikal gegen „Invasoren, Verräter und Kollaborateure“ auftrat, bemühte er sich um Rechtsstaatlichkeit. Nach dem kommunistischen Putsch im Februar 1948 trat er zusammen mit anderen demokratischen Ministern zurück und wurde danach in einem Schauprozess zu 15 Jahren Gefängnis verurteilt. 1960 kam er aufgrund einer Amnestie frei. 1969 wurde er voll rehabilitiert, doch nach der „Normalisierung“ widerrief man die Rehabilitierung wieder. Er war später Unterstützer der Menschenrechtsgruppe „Charta 77“.

9. OBZ = Militärischer Abwehrrichtendienst.

10. Jan Zícha wurde am 1. Juli 1946 Vorsitzender des Bezirksnationalausschusses in Saaz.

11. Gemeint ist Dr. Bohumil Kotas und sein Untersuchungsbericht vom 2. März 1998 (siehe S. 139). Vgl. dazu die Einführung von Herbert Voith, dort S. 37.

12. Ludvík Vaculík (geboren 1926) ist gelernter Schuster und Schriftsteller. Er studierte 1946-1951 an der Prager Hochschule für Politik und Sozialwissenschaften. Er war Erzieher und Radioredakteur und arbeitet heute als Publizist und Romancier. Im Prager Frühling trat er durch das „Manifest der 2000 Worte“ hervor und wurde Mitbegründer der tschechischen Menschenrechtsgruppe „Charta 77“. Vor 1989 veröffentlichte er in seinem Untergrundverlag Edice Petlice („Verlag hinter Schloss und Riegel“) Werke verbotener Autoren.

13. Siehe in der vorliegenden Dokumentation S. 261 ff. Die meisten der hier veröffentlichten Aussagen sind im zweisprachigen Katalog zur Ausstellung von 2006 abgedruckt.

Gerechte Vergeltung, Rache oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit?

VON OTOKAR LÖBL

Diese Ausstellung beweist mit Originaldokumenten aus tschechischen Archiven, dass die sogenannte „Wilde Vertreibung“ durch das tschechische Militär geplant und durchgeführt wurde. Die Ausstellung ist keine Dokumentation über den ganzen Komplex der Vertreibung. Deshalb kann sie auch nicht alle damaligen Vorgänge und Verbrechen beleuchten sowie auch [nicht] alle politischen Verantwortlichen, die mit der Vertreibung verbunden waren. Sie zeigt aber die Täter einzelner Aktionen und die politischen Zusammenhänge.

Denn nur das Militär und die von ihnen gelenkten und organisierten Hilfseinheiten, die sich als „Revolutionsgarden“ bezeichneten und unter dem Decknamen „ALEX“ operierten, waren in der Lage, diese „Säuberung“ durchzuführen. Es war die Svoboda-Armee¹, die sich in der Sowjetunion unter direkter Befehlsgewalt der Sowjetarmee und in politischer Abhängigkeit von KPdSU und KPČ (der kommunistischen Parteien der Sowjetunion und der Tschechoslowakei) formiert hatte. Die Spezialeinheit des OBZ (Militärischer Abwehrynachrichtendienst) wurde in Buzuluk² gegründet und ihre Mitglieder politisch geschult. Diese Einheit war nicht in die übliche militärische Befehlsstruktur eingebunden, sondern – wie die [Grafik

der] Befehlsstruktur [in] der Ausstellung beweist³ – dem sowjetischen Generaloberst Mechlis und der politischen Führung der KPČ unterstellt. Das Verteidigungs-, Innen- und Informationsministerium waren schon in der Hand der Kommunisten. Dies und weitere Fakten werden in der Ausstellung klar gezeigt. Auch Jürgen Thorswald schreibt schon 1949 in seinem Buch „Die große Flucht“ von der Lunte, die von den Kommunisten angezündet wurde, die ihren mehr als maßgeblichen Anteil an den Verbrechen an Deutschen hatten.

Die Ausstellung zeigt eindeutig die persönlichen Verantwortlichen für die Verbrechen an den Deutschen in Nordböhmen. Leider hat diese Ausstellung eine Polemik ausgelöst⁴, die seltsamerweise in Deutschland und der ČR sehr ähnlich ist. Es wird von trojanischen Pferden und Geschichtsklitterung gesprochen. Viele glauben noch an



Otokar Löbl 2009 in Postelberg
(Foto: Förderverein Saaz)



Ausstellung im Prager Kulturzentrum „KC Novodvorská“ Februar / März 2009 (Foto: Privatarhiv Vacek)

das Märchen von einer demokratischen tschechischen Republik bis 1948. Obwohl [doch] seit dem Kaschauer Programm im April 1945 eine Diktatur der sogenannten „Nationalen Front“ unter der Feder[führung] der KPČ begann, und der „Februarumsturz“ im Jahre 1948 nur noch eine kosmetische Korrektur der tatsächlichen Machtverhältnisse war!⁵

Zum Verständnis dieser Dokumentation sind aber auch die Kenntnisse über die vorangegangenen Verbrechen der deutschen Nationalsozialisten, wie die Ermordung der tschechischen Juden, Liditz (Lidice), Ležaky (Ležáky), Malin (Malín), die Verhaftungen sowie die Folterungen und Hinrichtungen während der Protektoratszeit auf dem Gebiet der ČR nötig. Die von Heydrich⁶ angeordneten nächtlichen Verhaftungen und anschließenden Hinrichtungen und Verschleppungen in Arbeitslager wurden in aller Stille durchgeführt. Denn es durfte kein Aufsehen erregt werden, weil die tschechischen Arbeiter für die deutsche Rüstungsindustrie von großer Bedeutung waren. Das Ziel dieser Liquidierungsaktionen waren die Intelligenz, Studenten und der Mittelstand, denn diese Menschen waren [für die Produktion] entbehrlich. Nach außen hin erschien das Protektorat als eine Oase inmitten des Krieges und nicht als ein besetztes Land.

Dieses System wurde nach dem Krieg fast überganglos von der „Nationalfront“ unter Leitung der

Kommunisten weitergeführt. Die ethnische Säuberung war nur eine Generalprobe auf das, was die Republik in den [nächsten] fünfzig Jahren erwartete. Die Neubesiedelung der Grenzgebiete, der Versuch zur Schaffung einer neuen sogenannten „proletarischen Intelligenz“, die Abrechnungen mit den „Klassenfeinden“ und der alten westlich orientierten Opposition waren die ersten Schritte. Die „gesäuberten“ Grenzgebiete, insbesondere das Gebiet von Nordböhmen, dienten als ein Laboratorium und Feld [für gesellschaftliche Experimente], für eine neue „soziale Ingenieurwissenschaft“ nach sowjetischem Muster⁷.

Es ist die erste Ausstellung dieser Art in der Tschechischen Republik. Ihr Schwerpunkt liegt auf dem Postelberger Massaker. Die Ausstellung begann am 19. Mai 2006 in Laun (Louny) und wurde inzwischen in Tetschen-Bodenbach (Děčín), Kaaden (Kadaň), Saaz (Žatec), Teplitz-Schönau (Teplice-Šanov), Reichenberg (Liberec), Leitmeritz (Litoměřice) und Brůx (Most) gezeigt und ist nun in Prag. Diese Publikation [von 2009] ist nur ein Begleitheft und kein Katalog der Dokumente. Eine ausführliche Dokumentation der Ausstellung ist auf den Internetseiten des Saazer Heimatkreises veröffentlicht (www.heimatkreis-saaz.de).

Die tschechische und deutsche Fassung weichen voneinander ab (Anm. d. Autors).

ANMERKUNGEN

1. Sogenannte Svoboda-Armee = 1. Tschechoslowakische Brigade unter Befehl von General Ludvík Svoboda, die bei der Befreiung als erste Einheit die Grenze überschritt.

2. In Buzuluk (Südrussland) wurde die tschechoslowakische Exilarmee aufgestellt.

3. Siehe S. 403.

4. Die 2. Auflage des Ausstellungskatalogs, dem dieser Beitrag entnommen ist, wurde 2009, zweieinhalb Jahre nach der Ausstellungseröffnung, gedruckt.

5. Im ostslowakischen Kaschau (Košice), das nach der Eroberung durch die Rote Armee für kurze Zeit als Hauptstadt der Tschechoslowakei fungierte, verabschiedete die provisorische tschechoslowakische Regierung am 5. April 1945 ein Programm, das weitgehend auf einem Entwurf der Moskauer KPČ-Führung beruhte. Darin wird u. a. die Einrichtung von lokalen und regionalen „Nationalausschüssen“ angekündigt, die nach dem sowjetischen Räteprinzip als politische, wirtschaft-

liche und kulturelle Steuerungsorgane gedacht sind, die dem Prinzip der direkten Demokratie folgen. Tatsächlich waren diese zunächst „revolutionär“ gebildeten Ausschüsse aber von Anfang an kommunistisch dominiert – besonders in den bisher mehrheitlich deutsch besiedelten Gebieten. – Die unter sowjetischem Einfluss gebildete „Nationale Front“ setzte sich aus mehreren, auch nicht-sozialistischen Parteien zusammen und bildete bis zu den Wahlen 1946 die Regierung.

6. Reinhard Heydrich (1904-1942), stellvertretender Reichsprotektor in Böhmen und Mähren, wurde am 27. Mai 1942 bei einem Attentat in Prag schwer verletzt und starb acht Tage später. Zur Vergeltung wurden Lidice und Ležáky zerstört, die männliche Bevölkerung ermordet, Frauen und Kinder verschleppt.

7. Siehe dazu Matěj Spurný: Nejsou jako my. Česká společnost a menšiny v pohraničí [Sie sind nicht wie wir. Tschechische Gesellschaft und Minderheiten in den Grenzgebieten, 1945-1960]. Praha (Antikomplex) 2011.

Die Opfer des Kommunismus in Nordböhmen in den Jahren 1945-1946

ZUSAMMENFASSUNG DER AUSSTELLUNGSTAFELN VON OTOKAR LÖBL

Die Wurzel des Übels

Die Wurzel des Übels war die Kommunistische Partei der Tschechoslowakei (KPČ). Sie ist 1921 aus der Linksfraktion der Sozialdemokratischen Partei entstanden.



Antritt des 1. Tschechoslowakischen Armeekorps in Buzuluk
(Foto: Privataarchiv E. Vacek)

den. Die Prinzipien, Programme und Ziele der Partei waren die Theorien von Karl Marx und Friedrich Engels über den Klassenkampf, über die Sozialrevolution und die Diktatur des Proletariats. Die KPČ richtete sich nach der Revolutionstheorie und der Revolutionspraxis, die von Wladimir Iljitsch Lenin zur Einsetzung staatlicher Machtmittel für die Durchsetzung von ideologischen Zielen und politischen Interessen entwickelt wurden. Sie übernahm in ihr Gedankengut auch die repressiven Machtmittel von Josef W. Stalin, einschließlich der gewaltsamen „Umsiedlungen“ der verschiedenen nationalen Minderheiten und ethnischen Gruppen der Bevölkerung der Sowjetunion. Dies wurde natürlich nicht öffentlich propagiert und von vielen nicht wahrgenommen oder unterdrückt. Die Orientierung der KPČ auf die Anwendung der Erfahrungen der sowjetischen Kommunisten wurde durch den Eintritt in die internationale kommunistische Gemeinschaft (Kommunistische Internationale) deutlich, denn die Kommunistische Internationale wurde von der Kommunistischen Partei der Sowjetunion geleitet. Durch die Wahl von Klement Gottwald¹ in die Funktion des Vorsitzenden auf dem 5. Parteitag der KPČ im Jahr 1921 wurde dies eindeutig bestätigt.

Die Manipulation der Patrioten

Nach der Demobilisierung der tschechoslowakischen Armee 1938 emigrierten viele Patrioten, um im Ausland gegen den deutschen Nazismus für die Wiederentstehung der Tschechoslowakischen Republik zu kämpfen. Einige sind in die Tschechoslowakische Armee eingetreten, die auf dem Gebiet der Sowjetunion in Buzuluk² entstand. In diese Truppeneinheit traten auch die Flüchtlinge aus dem sogenannten Protektorat Böhmen und Mähren, weiter eine große Anzahl der [Auslands-] Tschechen aus Wolhynien und der [Karpaten-] Ukraine ein, die vorher in sowjetischen Arbeitslagern interniert waren, auch tschechische Offiziere aus dem westlich-ausländischen Widerstand. Diese Truppeneinheit unterstand aber dem Kommando der Roten Armee. Sie wurde politisch durch die sogenannte Moskauer Leitung der KPČ [sowie] durch die Parteimitglieder in der Armee und ihre Sympathisanten beeinflusst. Sie wurde von sowjetischen Instruktoren ausgebildet und geleitet. Dies galt insbesondere für die Aufklärungs- und Nachrichtenoffiziere [OBZ], die eine separate Befehlsstruktur hatten und nicht der Armeeführung direkt untergeordnet waren.

Säuberung der Armee

General Píka³ war gut darüber informiert gewesen, wie es in der Sowjetunion und in der Sowjetarmee tatsächlich zugeht. Píka hat auch eine ganze Reihe von Fakten gekannt, die die Sowjets nach dem Ausbruch des Kalten Krieges vor den Amerikanern geheim halten wollten. In den frühen Morgenstunden des 21. Juli 1949 wurde General Heliodor Píka hingerichtet. In der Nacht vor seiner Hinrichtung schrieb er an seine Familie, er sei überzeugt, es handle sich nicht um einen Justizirrtum, sondern um politischen Mord. 1968 wurde Píka in vollem Umfang rehabilitiert.



Grabstein von General Heliodor Píka in Böhmischem-Leipa (Česká Lípa) (Foto: Wikipedia)

Die Machtergreifung

Die Machtergreifung der Kommunisten erfolgte nicht erst 1948, sondern vollzog sich schrittweise schon ab 1941. Die Leitung der KPČ in Moskau unter der Führung von Klement Gottwald hatte für die Nachkriegsgestal-



Präsident Edvard Beneš setzt auf Sozialismus und den „großen slawischen Bruder“ (Foto: Archiv der Stadt Brünn)

tung der Tschechoslowakei eigene Vorstellungen. Diese wurden schon teilweise im Regierungsprogramm von Kaschau (Košice) im April 1945 („Kaschauer Programm“) durchgesetzt. Die Bildung einer „Nationalfront“⁴, vorbereitende Maßnahmen zur Verstaatlichung der ganzen Schlüsselindustrie, insbesondere auch die Gebietsreform und weitere Schritte waren schon Wegweiser zu einer Gesellschaft nach sowjetischem Muster. Die Visionen des bürgerlichen Exilpräsidenten Edvard Beneš von einem „Nationalen demokratischen Sozialismus“ mit Hilfe des großen slawischen Bruders waren eine Brücke, über welche die Kommunisten gut gehen konnten. In die-

sem Programm wurde auch die politische Struktur der entstehenden Tschechoslowakischen Volksarmee nach sowjetischem Muster durchgesetzt. Der Grundstein hierzu war schon in Buzuluk gelegt worden.

Die maßgeblichen Stellen im Generalstab, im Verteidigungsministerium, im Armeenachrichtendienst [OBZ] und in der Hauptverwaltung für die Ausbildung und Aufklärung wurden mit moskautreuen, von Instrukteuren des NKWD ausgebildeten Kommunisten besetzt. Im Jahr 1945 haben die Kommunisten auch das Ressort des Innenministeriums besetzt und das mit dem Ziel, die Nationalausschüsse, die Staatsmachtorgane und das „Korps für die Nationale Sicherheit“ (SNB = Volkspolizei) zu beherrschen. Dies alles geschah in enger Zusammenarbeit mit sowjetischen Sicherheitsorganen. Diese Positionen wurden durch den Sieg der KPČ in den Wahlen am 26. Mai 1946 bekräftigt, bei denen die KPČ in Böhmen 40,17 Prozent der Stimmen gewonnen hat. Die Wahlergebnisse wurden beträchtlich von solchen Wählern beeinflusst, die während der „Besiedelung“ des nordböhmischen Grenzgebiets das Eigentum der deutschen Bevölkerung nach deren „Transfer“ bekommen hatten.

Der Volksfeind

Die Nachkriegspolitik der KPČ konzentrierte sich auf den Kampf gegen den Volksfeind. Dieser Begriff diente zur Abrechnung mit allen Feinden der Kommunisten,

quer durch alle Bevölkerungsschichten, also auch gegen die Tschechen.

Aber als erstes waren die Deutschen an der Reihe. Es ging um die Durchsetzung [der Idee von] der kollektiven Verantwortung [gemeint ist „Kollektivschuld“] der deutschen Bevölkerung und um das Recht auf totale Rache, um [den Raub von] Leben, Freiheit und Eigentum. Diese Prinzipien wurden bei der Tätigkeit der damit beauftragten Truppeneinheiten und weiterer bewaffneter Einheiten zur Geltung gebracht. Diese Einheiten führten die Internierung und den „Transfer“ der Deutschen durch, wie die Vertreibung in der damaligen Terminologie genannt wurde. Davon zeugen auch verschiedene Provokationsaktionen zur Rechtfertigung (z. B. Aussig), die während der Durchführung der sogenannten „Wilden Vertreibung“ auf dem befreiten Gebiet der Tschechoslowakei vom Mai bis September 1945 inszeniert wurden⁵.

Den großen Umfang der Beteiligung der Tschechoslowakischen Volksarmee (ČSLA) am Transfer der deutschen Bevölkerung beweist auch die Tatsache, dass für die Bewältigung der Aufgaben ein ständiges Büro mit Hilfskräften, Kraftfahrerpersonal und zirca 300 Offizieren eingerichtet wurde. Die bewaffneten Wach- und Begleitdienste für die Transporte erforderten 18.000 Soldaten und Offiziere. Der letzte Transport wurde am 29. Oktober 1946 abgefertigt. Zusammen wurden insgesamt 2.170.589 Deutsche „abgeschoben“. Sogenannte „freiwillig Ausreisende“ waren ungefähr 90.000 deutsche Antifaschisten.

Aufgrund der Schlüsselpositionen der Kommunisten in der Tschechoslowakischen Volksarmee (ČSLA) und im Innenministerium trägt die KPČ die faktische Verantwortung für die „tragischen Ereignisse“ während der Internierung und während der Vertreibung der deutschen Bevölkerung.

Die Internierungslager

Schon im Laufe des Mai 1945 entstanden auf dem befreiten Gebiet improvisierte Gefängnisse des Lagertypus, ähnlich wie die Nazigefängnislager oder die sowjetischen Gulags. Dort wurde die deutsche Bevölkerung einschließlich der Kinder gewaltsam untergebracht. Bis Oktober 1945 sind mindestens 500 solche Lagereinrichtungen entstanden. Es wurden auch die von den Deutschen errichteten Arbeitslager, KZs und Kasernen genutzt. In den Lagern wurden Personen zusammengeführt, die verdächtig oder beschuldigt wurden, an Naziverbrechen beteiligt gewesen zu sein, und die zum Transfer oder zu Zwangsarbeit vorgesehen waren. Stufenweise kam es später zu einer Differenzierung dieser Einrichtungen in Sammel- und Arbeitslager, je nach den Wirkungsbereichen der Bezirks-

nationalausschüsse und Bezirksverwaltungscommissionen, in die das Grenzgebiet unterteilt war.

Obgleich für die Bewachung und den Betriebsablauf in den Lagern vom Innenministerium gleichförmige Vorschriften herausgegeben wurden, waren die Lebens- und Arbeitsbedingungen zumeist unterschiedlich schlecht und katastrophal. Das Wachpersonal, das aus Angehörigen der tschechoslowakischen Volksarmee, des „Korps für die Nationale Sicherheit“ (SNB), also der neu gebildeten Volkspolizei, und vor allem aus freiwilligen Zivilisten aus den Reihen der Revolutionsgarden bestand, ging mit den internierten Personen rücksichtslos und grausam um. Davon zeugen nicht nur die tragischen Ereignisse in Postelberg, Saaz und der Umgebung, sondern auch im ganzen nordböhmischen Grenzgebiet. Auf Grund der zugänglichen Informationen sind in den Lagern und während des „Transfers“ im ganzen 6.000-7.000 Personen gestorben oder umgebracht worden – das alleine in Nordböhmen.

Die Erfahrungen mit dem Betrieb der Lager – der gesamten Lagerstruktur, der Einrichtung der Zwangsarbeitslager und Internierungslager, auch in Klöstern – und die Erfahrungen mit den technischen Hilfsbataillonen wurde nach 1948 genutzt für die Verfolgung der politischen Opposition in der ganzen Tschechoslowakei. In diesem Zusammenhang treten hinsichtlich der Verantwortung ganz besonders die kommunistischen Funktionäre JuDr. Alexej Čepička⁶ und Bedřich Pokorný⁷ in den Vordergrund.

Aktion Postelberg.

Die Koordinierung der Aktionen der Roten Armee (RA), der Tschechoslowakischen Volksarmee (ČSLA) und der sogenannten Revolutionsgarden (RG) mit der politischen Unterstützung durch die Kommunisten während der Säuberungsaktion in Postelberg, Saaz und Umgebung erweist sich als beispielhaft [für entsprechende Aktionen an anderen Orten]. Die Stadt Postelberg wurde von Einheiten der Roten Armee schon am 9. Mai 1945 besetzt. Zusammen mit der Roten Armee kamen auch Personen tschechischer Herkunft, die das Rathaus besetzten. Nach der Gründung eines revolutionären Nationalausschusses



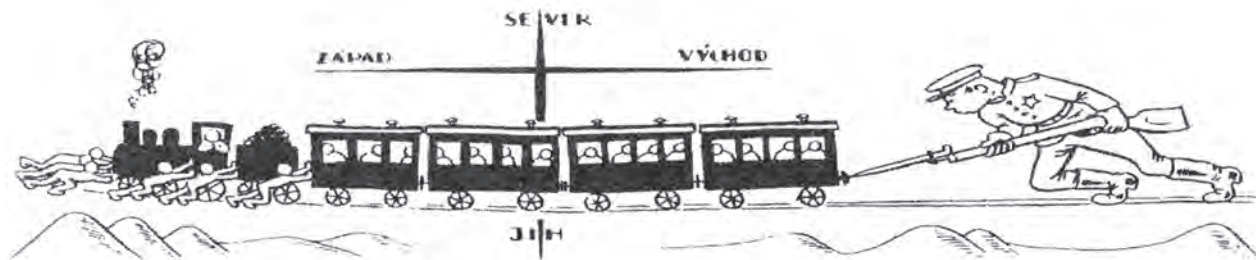
KP-Chef Klement Gottwald wirbt für das Kaschauer Programm, das die kommunistische Herrschaft vorbereitet (Foto: Privataarchiv E. Vacek)

und der Ankunft der bewaffneten Freiwilligen aus Laun (Louny) fing man sofort mit dem Zusammentreiben und der Internierung der deutschen Bevölkerung in der ehemaligen Kaserne an.

Ende Mai 1945 kam eine Sondereinheit der nationalen Volksarmee nach Postelberg. Sie hatte den Auftrag, zusammen mit den zugehörigen Wacheinheiten die Stadt und Umgebung von „feindlichen Elementen zu säubern“, denn dort sollte der Stab der 1. Tschechoslowakischen Heeresgruppe [Division] stationiert werden. Die Befehle hierfür an die kommandierenden Offiziere – das waren Hauptmann Vojtěch Černý, Oberleutnant Jan Zícha (alias Petrov) und Leutnant Jan Čubka – hat Brigadegeneral Oldřich Španěl persönlich herausgegeben. Die durchführenden Wacheinheiten hatten ein eigenes Interesse an der Liquidierung der Deutschen, denn genau wie die Wolhynientschechen konnten sie an der Besiedlung des nordböhmischen Grenzgebietes teilhaben.

Komotau, Kaaden, Teplitz-Schönau, Podersam

Auch in Komotau, Kaaden, Teplitz-Schönau und Podersam (Chomutov, Kadaň, Teplice v Čechách, Podbořany) wurden die Deutschen in Lagern interniert. Die aus Prag und dem Landesinneren eingetroffenen Revolutionsgarden übernahmen hier die Organisation. Unter



Die Sowjets schieben die Vertreibung der Deutschen an, die Westalliierten bremsen (tschechisches Satireblatt „Dikobraz“ 1945)



Die Zeitzeugen am 13. August 2005 in Georgensgmünd, mit Herbert Voitl, Miroslav Bambušek und Otokar Löbl (Foto: Förderverein Saaz)



Aufnahme der Aussage von Erika Dengler, Professor Voitl als Dolmetscher im Gespräch mit Miroslav Bambušek (Foto: Förderverein Saaz)

Bei Kriegsende tanzte unsere Mutter mit uns Ringelreihe

VON JOSEF-H. HASENÖHRL (†) AUS PODERSAM

Mein Name ist Josef Hasenöhrl, geboren [1928] in Podersam (Podbořany), wo ich als Sohn deutscher Eltern die tschechische Schule, den Sokol¹ und den Turnverein Jednota² besuchen musste, da sonst mein Vater (Johann, geboren 1898), angestellt als Stellwerkswächter bei der tschechischen Eisenbahn, definitiv nicht angestellt worden wäre. Die Mutter (Kamilla, geboren 1901 in Saaz) stammte aus der Strojeditzer Bröckl-Schmiede, und als Dienstmädchen bei reichen Podersamer Bürgern (Kromann-Zwirn und Baumeister Schön) verdiente sie sich nebenbei ihre Brautausstattung, lernte hier auch den Vater kennen und beschloss daher, in Podersam eine Familie zu gründen und hier den Lebensabend zu verbringen. Leider verstarb der Vater schon 1942 an geplatzttem Blinddarm, und so musste die Mutter für mich und meine einjährige Schwester Irene (geboren 1941) alleine sorgen. Dabei war das Familienhäuschen in der Parkstraße 468 immer noch hoch verschuldet, so dass die Mutter auch manchmal bis in die Nächte hinein arbeiten musste. Manchmal war es auch für mich nicht leicht. In der Zeit der ersten Tschechoslowakischen Republik sagten meine Mitschüler zu mir, ich sei ein Germane, und nach dem Jahre 1938 sagten andererseits deutsche Mitschüler, ich sei ein Tscheche.

Nach der Verkündigung des Kriegsendes im Radio am 7. Mai 1945 nahm uns unsere Mutter an der Hand und tanzte mit uns Ringelreihe, jauchzte und freute sich, dass nun alles besser wird. Wir gingen sofort in die Kirche, die schon voll mit Podersamer Bürgern besetzt war, und der Herr Dechant Josef Gernert hielt eine Heilige Messe, in der er dem Gott dankte, dass endlich Frieden wieder einkehre. Hatte er es doch auch während der Hitlerzeit als Pfarrer nicht leicht, so wie viele andere, die wie wir die Kirche ständig besuchten. Nach der Ankunft zuhause backte uns die Mutter eine Kartoffeltorte und sagte, dass es die letzte mit Kartoffeln sei. Die Torte glasierte sie mit einem Zuckerguss, und darauf zogen wir mit einer Kakaokreme und einem Messer entgegengesetzt Linien, gab ein schönes Bild, das wie ein Gitter aussah. Und wir durften uns daran vollessen, so viel wir wollten, was uns nur noch fröhlicher stimmte.

Am nächsten Tag [8. Mai] öffneten sich die Tore der Kaserne, wo viele schöne Sachen lagerten, die man während der Kriegszeit nie zu sehen bekam. Alle füllten ihre mitgebrachten Wagen so voll, dass so manches Rad zerbrach, nahmen mit, was in die Hände kam und fuhren damit nach Hause. Auch wir erhaschten einen Sack 100 kg Grießzucker, Stoffe, Handtücher, Leinentücher,

Zigaretten, zirka zwanzig Weinflaschen und weitere Haushaltsgegenstände. Andererseits haben wir Gebraucht- [Benötigtes] meistens aus dem Protektorat geholt, wo bis zuletzt die Versorgung mit allem besser war wie bei uns im Sudetenland. Dort war eben alles zu bekommen. Bei Geburt meiner Schwester war kein Korbkindergarten in den Geschäften – in Pilsen waren damit volle Geschäfte. Und auch der Vater bekam von den Zugführern, die täglich die Grenze passierten, regelmäßig seine Hunderter-Packung Zigaretten „Zora“.

Am nächsten Tag [9. Mai] sahen wir in unserer Parkstraße die ersten russischen Soldaten, und einer kam sogar in unseren Hof und bat beim Brunnen um Wasser. Im ersten Moment waren wir sehr erschrocken, aber die Mutter holte sofort ein Trinkglas, und nach dem er ausgetrunken hatte, streichelte er meine vierjährige Schwester über die Wangen, bedankte sich und ging. Aber schon die erste Nacht belehrte uns anders, als wir das Weinen und die Schreie der Nachbarn vernahmen, und nachdem wir einen Blick durch die Fenster warfen: dreizehn Soldaten vergewaltigten ein fünfzehnjähriges Mädchen. Frau Gruß, eine Nachbarin wollte ihre Tochter Berta mit einer Axt in der Hand schützen, da spaltete man mit dieser Axt ihren Kopf in zwei Teile. Die Soldaten suchten sich tagsüber ihre Opfer und schöne Frauen aus, sahen, wo sie wohnten, und die Mädchen scheuten sich auch anfangs überhaupt nicht vor ihnen. Im Gegenteil, viele kokettierten sogar mit ihnen.

Am Abend liefen jetzt alle Frauen aus den Häusern, und auch meine Mutter nahm mich und die Schwester, und liefen über den Park in ein Zuckerrübenfeld, wo wir uns versteckten. Die ganze Nacht lagen wir in Schlafanzügen in einer Rille, hintereinander, zwischen den Rüben. Nur die Angst hat uns gewärmt. Und so ging es Abende lang. Später versteckten wir uns in Maisfeldern und nahmen uns Säcke mit zum Zudecken. Tagsüber waren wir zuhause oder in Arbeit, und abends wieder auf den Feldern.



Josef-H. Hasenöhrl, 1928-2012
(Foto: Privatarchiv Hasenöhrl)

Da wir fast neben dem Krankenhaus wohnten, versteckte uns später unser Nachbar Dr. Steiner in Krankenzimmern, an deren Tür die Aufschrift „Infektion“ stand. Hier hatten die Russen Angst einzutreten. Wir waren 24 Personen, ich die einzige männliche. Wir mussten jeden Tag Krankenkleidung anziehen und dabei so tun, als ob wir Scharlach hätten. Auf diese Weise überlebten wir die „Befreiung“ durch russische Soldaten.

Tagsüber waren die Soldaten lieb, lernten uns das Reiten auf Pferden, unterhielten sich mit uns, und wir brachten ihnen dafür von zuhause Wein und Zigaretten. Auch habe ich gesehen, wie tschechische Jungs (*jarda lácha*) einem deutschen Mädchen die Zöpfe abschneiden wollten, aber ein russischer Soldat zog seine Pistole mit den Worten, dass er ihn erschießt, wenn er den Zopf abschneidet. Und auch habe ich gesehen, wie sich vier bekannte siebzehnjährige deutsche Mädchen von einem schönen, jungen russischen Offizier in einem roten Kabrio in die Umgebung von Podersam fahren ließen – ich begegnete diesen im Schönhofer Park, wo sie sich mit ihm fotografierten (das Foto besitze ich noch). Gefährlich war in dieser Zeit das Tragen von Uhren, Schmuck, Stiefeln und [das] Fahrrad fahren. Diese Sachen haben die Russen einfach weggenommen, ob deren Besitzer Deutsche oder Tschechen waren. Wir sagten immer dazu „zapzarap“. Nach dem Abzug der Russen kehrte eine Woche lang Stille und Ruhe ein, und meine Mutter versprach, dass es jetzt wieder so wird wie früher. Einige russische Bürger verblieben aber dennoch in Podersam, die meisten in Zivil. So sagte man vom Leiter des Krankenhauses (genannt Kara Uzenov), dass man ihn meiden soll, nicht viel reden, da er sehr gefährlich und Mitglied des KGB sei.

Leider brach erst jetzt die schlimmste Zeit an, welche ich in meinem Leben wahrnehmen musste. Täglich kamen mehr und mehr Tschechen aus dem Protektorat in die Stadt, welche nur auf Haussuche ausgingen, die Besitzer hinaus warfen und sich selbst ins Fertige setzten, in eingerichtete Wohnungen, Betriebe, Bauernhöfe, Fabriken und weitere. Meistens mussten die Besitzer alles, bis auf 25 kg pro Person in Haus oder Wohnung zurücklassen und das in Anwesenheit eines Mitgliedes der Gemeinde³. Im Allgemeinen mussten wir sofort nach Kriegsende alle Radios, Ferngläser, Fotoapparate, Schmuck und Waffen abgeben. Nach dem Verlassen des Hauses kamen alle in ein Lager, damals in die Kaserne. Wenn die Kaserne voll besetzt war, wurde ein Güterzug gestellt, meistens so für 1.200 Personen, und in Viehwaggons ging es dann in Richtung Ost- oder Westzone Deutschlands. Auf diese Weise wurden 4.600 Podersamer Bürger aus ihrer angestammten Heimat von Haus und Hof vertrieben, den so manche in Jahrhunderte langer Arbeit anschaffen mussten.

Nun habe ich mit meiner Mutter täglich [ab]wechselnd Ausschau durch ein Loch im Papierverdunklungsrollo

gehalten, um die vielen Vorbeiziehenden zu verfolgen, welche sich die Häuser zur Übernahme ansahen. Das Bürgermeisteramt gab ihnen Verzeichnisse mit Hausnummern, die noch zu besetzen waren. Wann immer bei uns jemand läutete, öffneten wir einfach nicht. Längere Zeit haben wir uns dadurch gerettet, dass uns ein Tscheche einen Zettel schrieb, auf dem „Haus schon konfisziert“ stand. Die meisten sind nach dem Durchlesen wieder weitergezogen. Dann sah ein Vorübergehender meine Mutter beim Brunnen Wasser holen, und der ließ sich nicht mehr abweisen. Er, Josef Lácha, kam mit der Polizei, und wir mussten die Türe öffnen. Er forderte gleich, dass das Haus 468 in der Parkstraße ihm zugeteilt wird, und das ist auch gleich geschehen. Schon am nächsten Tag mussten wir drei in mein Zimmer in die Dachkammer umziehen, und er besetzte alle unsere Räume im Erdgeschoss, einschließlich der Einrichtung, und beschlagnahmte alle Lebensmittel, und auch die in der Speise[kammer].

So ging es eine Woche, bis seine Frau (eine geborene Kovarikova) mit Sohn und Tochter kamen. Ab dieser Zeit war der Teufel im Hause los. Sie schlug meine Mutter, wenn sie sich im Garten eine Karotte für die Kleine zog, oder Wasser vom Brunnen holte. Täglich prügelte sie auf meine Mutter ein. Meine Mutter, die nicht Tschechisch konnte, sagte ihr: „Mir sind schon im Leben viele Tschechen begegnet, aber keiner war so böse wie Sie.“ Sie drehte dies um, zeigte die Mutter an, dass sie gesagt hätte, die Tschechen sind alle schmutzig und ein schlechtes Volk, worauf meine Mutter nach § 1 „Beleidigung der nationalen Ehre“ vom Gericht zum Tode verurteilt worden ist. Wenn nicht der Verwandte Wenzl Fürst Angestellter am Podersamer Gericht gewesen wäre, so hätte man meine Mutter öffentlich am Ringplatz gehängt.

Nach der Entlassung musste sich die Mutter wieder täglich auf der Gemeinde melden und bekam immer zwei Adressen, wo sie umsonst die Wäsche waschen musste. Am schwersten war das Waschen in Gasthäusern. Ich musste nach meiner Arbeit meiner Mutter beim Wäschebinden helfen, da sie hierfür keine Kraft mehr aufbringen konnte. Essen war sehr wenig, und die ganze Zeit haben wir uns vom Sack Zucker ernährt. Kartoffeln mit Zucker, Gurken mit Zucker, Mais mit Zucker, eben alles, was am Feld zu finden war. Am 6. November 1945 kam der Vertreter der Gemeinde mit dem Dolmetscher Gerhard Schindler (deutscher Bürger, früher Wetterfrosch) und teilte mit, dass wir das Haus verlassen müssen und dass wir nur 25 kg pro Person bewilligt haben mitzunehmen. Nun brachten die Mutter und ich das Nötige auf die Waage. Als ich meine Schachtel mit Zeugnissen, TintenkuLi, Farbstiften, Taschenmesser und anderen Spielsachen auf die Waage stellte, kickte meine Mutter die Schachtel von der Waage, dass diese bis auf die andere Straßenseite flog, mit den Worten, solches Klump kommt nicht in Frage, du brauchst

ein Federbett, das sie auch gleich auf die Waage legte. Trotzdem hat uns die böse Frau Lácha noch die Hälfte unserer Sachen weggenommen. All das, was ihr gefiel. Am Ende holte Mutter noch das Trinkfläschchen mit Lutscher der Kleinen aus einem Topf mit warmem Wasser vom Ofen, um den Tee warm zu halten, und wollte es der Kleinen zum Trinken geben. In diesem Augenblick schlug Frau Lácha ihr das Fläschchen aus der Hand, das auf der Erde zerbrach, mit den Worten: „Wo ihr jetzt hinkommt, dort braucht ihr dies nicht mehr.“

Anschließend brachte uns Herr Schindler in den Holzschuppen im Park, wo früher der Parkwächter seine Geräte lagerte, und dort verbrachten wir den Heiligen Abend und lebten darin bis zum Herbst des Jahres 1946. Im Winter wehte der Schnee durch die breiten Spalten der Holzwände, dass an manchen Tagen die Zudecke ganz weiß war. Die Freizeit nutzen wir zum Sammeln alter Zeitungen, die wir mit Speichel vermischt so lange kauten, bis ein Masse entstand, mit der wir die Fugen zwischen den Brettern abdichteten. Heiligabend bat ich meine Mutter um eine weitere trockene Brotscheibe, die sie mir verweigerte mit den Worten, dass ich auch am nächsten Tag großen Hunger hätte. Den Heiligen Abend 1945 werde ich auch mein Leben lang nicht vergessen.

Nach Rückkehr meines Onkels aus der amerikanischen Gefangenschaft und seiner Familie, welche auf Zwangsarbeit in Chýně und im Schacht Kladno waren, schliefen in diesem Schuppen nun sechs Personen. Am Abend mussten wir Tisch und zwei Stühle vor den Schuppen stellen und Stroh von draußen auf dem Boden verteilen. So lebten wir acht Monate, bis Onkel Lorenz (geboren 1902), Tante Mizzi (geboren 1905) und Cousin Erich (geboren 1929) in die Ostzone vertrieben worden sind. Dabei spielte Onkel zweimal die Woche als erster Hornist in der tschechischen Kapelle Franz Barak, und in der ersten Tschechischen Republik spielte er täglich abends um 18 Uhr als Soldat im Prager Rundfunk den Zapfenstreich. Weiter muss ich noch dazu sagen, dass meine Mutter bei all den finanziellen Schwierigkeiten noch bis Mai 1948 die Ratenzahlungen für unser Haus tilgte, obwohl wir schon lange nicht mehr darin wohnten. Sie wollte einfach das



Mai 1945: deutsche Zwangsarbeiter in Podersam, Rudiger Straße, auf dem Rückweg ins Lager „Porzellanfabrik“. Die Revolutionsgardisten tragen zum Teil „erbeutete“ Jacken des deutschen Afrikakorps. In der ersten Reihe als sechster von links ist der junge Josef Hasenöhl zu sehen. (Foto: Privatarchiv Hasenöhl)

Haus ohne Schulden haben und rechnete immer damit, dass wir nochmals zurückkommen.

Ich musste mit meinem tschechischen Freund Gerald Wagner täglich mit meiner kleinen Trommel in allen Straßen von Podersam die neuesten Gemeindebeschlüsse verkünden, er in Tschechisch, ich in Deutsch. Dies machten wir ein halbes Jahr, bis Gerald nach Karlsbad zog. Danach musste ich unentgeltliche Hilfsarbeiten am Feld bei Frau Papsch, Verwalter Tonda Volavka, Am Berg 86, ausüben.

Außer diesen angeführten Schwierigkeiten war das Schlimmste die Angst vor tschechischen Bürgern. Täglich hörte man von diesen und jenen [Deutschen], dass sie ermordet oder erschossen worden sind. 128 Personen habe ich in Podersam als ermordet registriert. Dabei sind nicht die vielen unbekannten Soldaten, die wegen der Afrika-Uniform umgekommen sind [dazu später mehr].

Am 15. Mai 1945 mussten sich alle Männer auf dem Schulplatz mit Drei-Tage-Verpflegung melden. Aus den umliegenden Häusern haben viele die bestialischen Misshandlungen mit beobachtet. Das Schlimme dabei war, dass die Polizisten der SNB [„Volkspolizei“] schon betrunken angekommen sind, was ihnen noch mehr Mut machte. Die Jugendlichen mussten im Kreis marschieren und das Lied „Die blauen Dragoner, sie reiten ...“ singen, und dabei bekam man beim Vorbeigehen eins mit dem Ochsenzieher über den Rücken. Wer einen Hut mit einer geflochtenen Schnur darauf trug [deutsche Tracht], dem wurde der Hut so tief über die Ohren gezogen, dass manchem die



Juni 1945: Deutsche Zwangsarbeiter heben hinter der Podersamer Köttig-Villa unter Bewachung von Revolutionsgardisten zwei Gräber für gerade erschossene Kameraden aus (Foto: Privatarchiv Hasenöhl).

Ohren bluteten. Meinem Klassenlehrer Karl Punzet haben sie das ganze Ohr eingerissen. Dabei half ihnen sogar der Bürger Franz Spirk aus der Fabrikstraße 382, ein früherer deutscher Kommunist, der den Polizisten alle zeigte, die eine Funktion hatten und bei der SA oder SS waren. Wie man einen von der SS vorfand, der wurde sofort erschlagen. Ich sah persönlich, wie man Hans Schmolik (geboren 1928) erschlug, bis ihm das Gehirn herauslief. Herbert Kirchof mit noch einem Jungen musste sofort ein Grab ausheben, Schmolik ausziehen und beerdigen. In seinem Schuh fand man noch eine Damenuhr. Da das Grab nicht so tief war, schauten noch seine Fußzehen heraus, auf die ein Wachmann mit seinen Stiefeln solange darauf herum trampelte, bis von den Zehen nichts mehr zu sehen war. Dazu möchte ich noch anführen, dass dieser armer Schmolik gar nicht richtig wusste, wie er zur SS kam. Er wurde wie so viele dazu gezwungen. Er war bei einer normalen [Wehrmachts-] Einheit, bekam vier Tage Urlaub und musste in Prag lange auf den Zug warten. Da ging er in einen SS-Puff, und so kam es, dass ihm ein Vergehen vorgeworfen worden ist. Das Vergehen würde man aber an seine Einheit nicht weiterleiten, wenn er den Beitritt zur SS unterzeichnen würde. Und so unterschrieb er, dachte dabei, der Krieg ist sowieso bald zu Ende, und bis dorthin ist diese Sache sowieso nicht geklärt. Doch er irrte. Die nächste Woche darauf holten sie ihn und reihten ihn in die SS-Gliederung ein. Das war drei Monate vor Kriegsende.

Dem Jugendführer Josef Liebel zeichnete ein Polizist mit den Stiefelabsatz Einmeterzwanzig auf eine Grasfläche, zog ihm einen Strick durch dem Mund, und er musste wie ein Hund die ganze Fläche Gras verzehren. Dabei zog man am Strick, dass man ihm den ganzen Mund eingerissen hat, und er musste danach ins Krankenhaus zur Behandlung. Anschließend sind wir alle in die Porzellanfabrik marschiert, wo ein Internierungslager eingerichtet worden ist. Der Leiter war der Oberwachtmeister Vojtech Baburek. Und hier fing die Gräueltaten erst richtig an.

Schon am ersten Tag wurden fünf Personen ermordet. Die Jugendlichen mussten sich in eine Reihe der Größe nach aufstellen, dann musste die Hälfte sich so stellen, dass der Kleinste dem Größten gegenüber steht. Ich war der Kleinste und stand Alfons Eberl gegenüber. Dann mussten wir uns auf Kommando ohrfeigen und auf die Nase boxen. Wer nicht genügend zuschlug, bekam es mit dem Ochsenziemer zu tun. Alfons bekam damals vier Schläge auf den Rücken und konnte am nächsten Tag nicht stehen. Fast allen lief Blut aus der Nase, und unsere Gesichter waren voll mit Blut verschmiert. Früh, beim Betreten des Waschraumes, waren der Fußboden und die Wände voll mit Blut verschmiert. Meinen Nachbar, Herrn Franz Platschek, konnte ich nicht erkennen, so war sein Gesicht geschwollen und mit Blut unterlaufen. Wer einen tschechischen Namen hatte, den schlug man bis zur Unkenntlichkeit. Wir mussten dann täglich zur Arbeit, und hundert Kilo schwere Säcke musste jeder tragen können. Wer es nicht konnte, bekam kein Essen. Ich war einer von diesen. Und sogar am Heimweg von der Arbeit wurde mancher erschlagen und an [Ort und] Stelle vergraben – was auf dem Foto zu sehen ist, wo sich die vier Halbstarken, mit ihren Waffen vor uns stehend, dem Fotografen stellten. All dies geschah nach Laune, die eben gerade die Bewacher hatten. So wurden bei der Köttig-Villa Urbanek Karl (geboren 6.12.1886) und Rutscher Adolf (geboren 26.10.1890) erschlagen und dort auch verscharrt (siehe die Aufnahme oben).

Menzel Josef (geboren 20.12.1924) aus der Parkstraße wurde von fünf Rotgardisten am 9. Mai 1945 in die Fleischerwerkstatt von Standfest gebracht, weil er nicht auf

der Straße ging, sondern den Gehsteig benutzte, wo man ihn bei lebendigem Leib auf Fleischerhaken aufhängte. Als ihn seine Mutter tot abholen sollte, hing er noch immer am Haken und hatte sechs Löcher von den Haken im Rücken. Ob es in der Saazer Straße, der Letauer Straße, der Wohlauser Straße oder anderswo ist, überall liegt einer der Podersamer Bürger erschlagen unter der Erde. Auch Herr Lácha hat zwei unbekannte Soldaten erschossen, die Afrika-Corps-Uniform trugen. Damals wollte diese jeder tragen. Die Mitglieder der Roten Garde trugen diese überwiegend. Meine Mutter fand im Keller des Herrn Lácha zwei solche Uniformen unter der Kohle versteckt und ganz mit Blut verschmiert. Am nächsten Tag hingen diese gewaschen auf der Schnur. Die Träger der Uniformen lagen an der Flöhauer Straße erschossen. Rudolf Svoboda hat aus seinem LKW beobachtet, wie Herr Lácha mit seinem Freund Duda die beiden erschossen [hat] und [ihnen] die Kleidung auszogen. Bei all solchen Aktionen haben hauptsächlich teilgenommen: SNB [Volkspolizist] Trunecký, Kryspin, Srp Karel⁴, Lokajicek Bartolomej – einer der Brutalsten –, Marek Mira (Leiter der Roten Garde), Krejza Josef und weitere.

Ich war im Juli 1945 am Worka-Teich, mir verschmutzte Hände und Füße von der Arbeit zu waschen, und ging kurz ins Wasser schwimmen. Nahm die weiße Armbinde, die uns als Deutsche bezeichnete, ab, damit diese nicht nass wird. Einer der Roten Garde sah dies und führte mich darauf in die Kanzlei der Roten Garde ab. Dort befand sich Josef Krejza, der mich dafür zusammenschlug und mit Füßen trat. Er schrieb ein Aufnahmeprotokoll fürs Gefängnis, das gegenüber lag. Als ich ihm meinen Namen nannte, fragte er mich, ob ich Greta Hasenöhl kenne. Da sagte ich ja, das ist meine Cousine. Auf einmal war er ganz freundlich und ließ mich sofort gehen. Erst später erfuhr ich von Gretl, dass es ihr zukünftiger Ehemann sei.

Am 7. Juni 1945 bin ich an einem schönen sonnigen Nachmittag aus der Bäckerei Někunda gekommen, wo ich Brot kaufte. Vorbei gingen auf der Otschehauer Straße 68 Podersamer Bürger, die im Gefängnis inhaftiert waren und in Richtung Otschehau (Očihov) marschierten. Bewaffnete Wächter in Afrika-Uniformen, vielleicht



Suche nach Massengräbern im Podersamer Elementenwald
(Foto: Privatarchiv Hasenöhl)

zwölf an der Zahl, gingen daneben her. Am Ende erkannte ich den Beinamputierten Trafikanten Fritz Schuma (geboren 31.5.1920) getragen auf seinen zwei Krücken von Freunden. Der zweite Fußamputierte war Rudolf Stocklasa, ebenfalls von zwei getragen. Als ich es meiner Mutter zuhause erzählte, meinte sie, die Armen werden müssen halt in den Wald arbeiten gehen. Doch schon am nächsten Tag erfuhren wir, dass alle bis auf einen, der geflüchtet ist, beim Elementenwald niedergemetzelt worden sind. Abends holte Karel Srp Otschehauer Bürger mit Schaufeln und Leiterwagen, die die Toten ausziehen und in zwei Massengräbern beerdigen mussten⁵. Selbstverständlich kannten sie alle, es waren ehrliche Podersamer Bürger und Kaufleute, denn die Schuldigen waren schon längst über alle Berge⁶. Ich habe mit diesen Otschehauer Bürgern nach dreißig Jahren das Geschehene niedergeschrieben, und sie wussten noch ganz genau, wer in welchem Grab liegt und wie er geschichtet worden ist. Die meisten hatten zertrümmerte Köpfe mit herausgelaufenem Gehirn.

Ich habe auf eigene Kosten alle 68 umbetten lassen wollen und, wie es sich für Katholiken gehört, menschlich beerdigen lassen. Leider habe ich in zwei mal zwei Tagen mit Baggern die Stellen nicht gefunden. Es meldete sich aber ein Zeuge, der mit dabei war und der mir für 2.000 DM alles genau unter Tränen erzählte. Angefangen hat man mit den letzten, und die meisten wurden mit Gewehrkolben erschlagen, damit man Munition spare. Erst zum Schluss, wenn jemand noch gezuckt hat, hat man



Josef Hasenöhrl (vlevo) a Jaroslav Wagner se domlouvají na dalších pracích na místě údajného pohřebiště. Dosavadní pátrání úspěch nepřineslo, bude se v něm ale pokračovat. Foto P. Klín

U Podbořan pátrají po masových hrobech

■ ALEŠ KASSAL

Podbořany/Ořihov - Pátrání po poválečných masových hrobech s několika desítkami těl probíhá u Pod-

v SRN. Rodák z Podbořan hradí náklady spojené s hledáním. V prostoru zvaném místopisně Element šlo podle dostupných pramenů o akt, jenž měl být odplatou,

ČR jsou pohřebiště napříklád v Brně, Jihlavě, Plzni či Rakovníce. "Naším úkolem je nalézt ostatky, vy zvednout je, provést podrobné zdokumentování. Poté s

„Suche nach Massengrab bei Podersam“: Überschrift in Deník Lučan, 15. Oktober 2003 (mit Artikelausschnitt); auf der Abbildung links Josef Hasenöhrl (Foto: Privatarchiv Hasenöhrl)

ihm noch aus der Pistole eine verpasst. Er sagte, dass alle sehr betrunken waren, und einer eifriger wie der andere sich bemühten zu zeigen, was sie alles können. Er war im Alter von achtzehn Jahren und dachte Gott-wer-weiß-was ich [= er] geleistet habe. Heute kann er manche Nacht nicht schlafen und bereut sehr, was er getan hat.⁷

Mir sind auch all die Namen bekannt, und im tschechischen Innenministerium in Prag lagen noch vor nicht langer Zeit sämtliche Protokolle darüber. Angeblich hat diese jemand aus Brunn (Brno) angefordert. Wenn das Ministerium aber Interesse daran hätte, so könnten sie unter diesem Kennzeichen die Akte finden: Cis. 616 taj/ 47; Přílohy 2: K výn. VII-C-12504/ taj-47-3, ze dne 14.7.1947.

Und als ich dachte, dass nun schon alles wieder gut und vorbei ist, so kamen wir im Juni 1948 nochmals ins Lager. Am 26. September 1948 wurde wieder ein Transport zusammengestellt, wir kamen wieder in Viehwaggons, die von außen versperrt worden sind, und [wo] uns gesagt wurde: „Es geht nach Sibirien.“ In drei Tagen wurden wir in Weipert im Erzgebirge auf LKW-Kipper Tatra 111 verladen und in den umliegenden Orten interniert. Das ganze Erzgebirge war mit Stacheldraht umzäunt und [mit] Hochtürmen versehen. Wir kamen nach Böhmisches Wiesenenthal und mussten schon am dritten Tag in die Uranbergwerke St. Joachimsthal einfahren. Sogar meine 48 Jahre alte Mutter musste auf die 5. Sohle einfahren. Den Ort durften wir in erster Zeit gar nicht verlassen, und auch die Nebenorte durften nicht besucht werden. Die Grenze war in Oberbrand, wo ein Schlagbaum die Straße nach Schlackenwert und Karlsbad versperrte. Nach Karlsbad durften wir erst im Jahre 1955, nachdem uns die tschechische Staatsangehörigkeit aufgezwungen worden ist. Von Joachimsthal (Jáchymov) kamen wir dann nach Příbram, wo ich, nach zwölfjähriger Schachtstätigkeit und einem Unfall unfähig einzufahren, entlassen worden bin. Nach meinem Studium war ich dann als Direktor der Firma AMATI tätig, die ich über zehn Jahre leitete, und bei der ersten Gelegenheit habe ich 1973 die Flucht in die BRD ergriffen, wo ich nun zufrieden lebe.⁸

ANMERKUNGEN

1. Sokol („Falke“): national-tschechische Turnerbewegung.
2. Dělnická Tělovýchovná Jednota (DTJ) („Arbeiterturnverein“): sozialdemokratische Abspaltung von der Sokol (seit 1897).
3. Die Gemeindeverwaltung wurde nach Kriegsende teils durch Vertreter des tschechischen Staats übernommen, nämlich durch „Verwaltungskommissionen“, die vom Innenministerium bestellt wurden, teils durch einen „revolutionären“ Nationalausschuss. Dies war durch ein Beneš-Dekret bestimmt worden. Mancherorts usurpierten auch Einzelpersonen die Verwaltung, so in Podersam ein Josef Triska, der zuvor mit den Deutschen kollaboriert hatte. Er wurde von dem deutschen Kommunisten Josef Neubauer unterstützt, der sich danach zum Tschechen bekannte. Die Information bezüglich Triska und Neubauer verdanken wir Josef Hasenöhrl.
4. „Der mögliche Mittäter Karel Srp aus Groß-Otschehau ist 2006 im Alter von 90 Jahren verstorben. Allerdings förderte jetzt der Reporter Pavel Polák vom Tschechischen Rundfunk ein interessantes Detail aus seiner Biographie zutage, das erklären könnte, warum Srp 1945 so rabiat auftrat. Seine Stieftochter sagte, in der Familie habe man Srp als Gestapo-Mann bezeichnet, weil der sich in der Nazi-Zeit mit den Deutschen so gut verstanden habe. Aus anderen Fällen ist bekannt, dass manches

Verbrechen an Sudetendeutschen von tschechischen Kollaborateuren des NS-Systems verübt wurde, die sich so gegenüber ihren Landsleuten reinzuwaschen hofften.“ (Süddeutsche Zeitung, 19.1.2011)

5. Über die Massenhinrichtung in Podersam heißt es in einem geheimen Untersuchungsbericht des Staatssicherheitsdienstes Brück vom 25. August 1947: „Im Mai 1945 wurden in Podersam und Umgebung Personen deutscher Nationalität sichergestellt, vornehmlich Angehörige der SS und SA sowie Funktionäre der NSDAP. Diese Personen kamen ins Podersamer Gefängnis sowie ins errichtete gesicherte Lager, dortselbst ohne irgendwelche Verzeichnisse und Belege, da die Durchführung, ohne Beisein von staatlichen Sicherheitsorganen, nur von laienhaften Elementen organisiert worden ist. Ende Mai 1945 kamen in das Lager Angehörige der sowjetischen Armee, angeführt von einem Offizier, welche nach einer nicht ermittelten Vorgehensweise 70 Deutsche, meistens Angehörige der SS, auswählten und angaben, dass sie diese wegbringen, um sie nach Russland zur Arbeit zu schicken. Die Deutschen wurden dann in Richtung Otschehau geführt, und nach örtlichen Gerüchten wurden sie beim Wald, an der rechten Seite der Straße Podersam-Otschehau, am Feldweg zirka 150 m vom Wald entfernt, auf dem Feld und zur rechten Seite des Feldweges erschossen und auf dem

Feld zur linken Seite des Feldweges in einer Grube der Größe 5 x 4 Meter vergraben. Zeugen dieses Falles konnten nicht ermittelt werden.“ (Untersuchungsbericht des Landesgebietsamtes der Staatssicherheit Brück 25. August 1947, Archiv des Innenministeriums Prag, Abteilung VII)

6. Von Seiten des Bundesarchivs in Berlin wurde mittlerweile festgestellt, dass tatsächlich Nazi-Funktionäre unter den Opfern waren. Eine zufällig gewählte Stichprobe ergab, dass höchstwahrscheinlich sieben von neun ausgewählten Personen Mitglieder der NSDAP waren, unter ihnen der Bürgermeister und der Ortsgruppenleiter von Groß-Otschauhau. Ein achter gehörte nach anderen Quellen der SS an, offenbar waren noch weitere SS- und SA-Mitglieder unter den 68 Toten. (Süddeutsche Zeitung 19.1.2011). Josef Hasenöhrl erinnert sich, dass zwei SS-Angehörige darunter waren, die beide beinamputiert waren. Sechs seien bei der SA gewesen.

7. „Das Massaker am Elementenwald soll nach der Schilderung sudetendeutscher Zeitzeugen seinen Ausgang am 7. Juni 1945 im Hotel Sonne in Podersam genommen haben, wo Tschechen beim Trinken zusammensaßen. Einer, aus Kladno kommend, habe gegenüber dem anwesenden Leiter des örtlichen Gefängnisses erklärt, er habe drei Jahre zuvor beim Massaker der Deutschen in Lidice (340 Tote) einen Neffen verloren, gib mir hundert Deutsche dafür“. Darauf der: „Achtundsechzig habe ich, die kannst du haben.“ Sie wurden zum Elementenwald gebracht.“ (Süddeutsche Zeitung 19.1.2011) Dieser Zeitzeuge war Josef Hasenöhrl, der jedoch dieser Darstellung widerspricht. Bei dem zitierten betrunkenen Tschechen habe es sich um den Ehemann seiner Cousine Josef Krejza gehandelt, der ihm später von den Vorgängen detailliert berichtet habe. Demnach wurde sein Neffe nicht in Lidice ermordet, sondern von englischen Jagdfliegern abgeschossen. „Abgeführt wurden die 68 aus dem Gefängnis von der Tschechischen Garde, die sich selbst ernannte und Krejza ihr Leiter war“, teilte Josef Hasenöhrl dem Herausgeber mit.

8. Josef Hasenöhrl ergänzte jüngst seine Aussage durch die Schilderung der Vertreibung („Abschiebung“), die wir hier auszugsweise und gekürzt wiedergeben: „Die erste Vertreibung fand schon am 25. Juni

1945 in Podersam statt, als in der Kaadener Straße der erste Transport zusammengestellt worden ist. Eine Aufnahme mit den Pferdewagen und aufgeladenen Säcken zeigt den Sammelplatz vor dem Haus der Familie Liebl in der Kaadener Str. 396, die auch ihr Haus verlassen musste. Die Benachrichtigung erhielten alle Ausgewählten am Vormittag des 25. Juni mit dem Hinweis, dass Fotoapparate, Radio, Waffen, Musikinstrumente, Sparkassenbücher, Gold, Juwelen, Geldbeträge über 50 Reichsmark und alle Hausschlüssel abzugeben seien, sowie auch die komplette Wohnung oder das Wohnhaus, das mit sofortiger Wirkung vom Staat beschlagnahmt ist, und sie sich um 14 Uhr in der Kaadener Straße mit 25 Kilogramm Hausrat melden müssten. Meine Cousins Erich und Alfred, sowie alle weiteren männlichen Internierten von Podersam, die sich im Lager der Porzellanfabrik befanden, erhielten um 12 Uhr mittags die Mitteilung, dass sie sofort nach Hause gehen müssten, um ihre Sachen zusammenzupacken. Jeder wurde von einem Wachposten begleitet. Ich wartete in der Kaadener Straße mit meiner Mutter Kamilla Hasenöhrl (*1901) und Schwester Irene (*1941) so lange, bis sich der Transport mit unseren Verwandten in Bewegung setzte. Man kontrollierte zuerst die mit Namen aufgerufene Person, danach das mitgebrachte, abgewogene Eigentum (von dem sich die tschechischen Posten noch nahmen, was ihnen gefiel) und der Rest wurde auf einen Pferdewagen geladen. Auf Erichs Stiefel hatte es ein Wachposten abgesehen, er musste sie ausziehen, der Posten probierte diese sofort an und leider passten sie. So stand Erich von nun an barfuß in der Kälte. Rundherum standen viele Wachposten mit den Armbinden der Roten Garde, die nur ständig herumkommandierten, klauten und aufpassten, dass niemand fliehen konnte. Eigentlich war erst vorgesehen, zu Fuß zu gehen, danach entschied ein Wachposten, Leiterwägen vom Gutshof Hanl herbeizuholen, da die älteren Bürger es nicht schaffen würden. Nun mussten die kontrollierten Personen auf die Leiterwägen steigen und die Restlichen mit kleinen Handwägelchen mussten zu Fuß folgen. Das Ganze fing um 14 Uhr an und endete in 3 Stunden, als noch die Sonne schien. Meine Mutter, meine Schwester Irene und ich gingen nach Hause in die Parkstraße 468, wo wir noch im eigenen Haus bis 6. November 1945, 11 Uhr wohnen durften, dann wurden auch wir aus Haus und Hof vertrieben.“



Vertriebenentransport am 25. Juni 1945 in Podersam, Kaadener Straße 396, vor dem Haus von Josef Liebl (Foto: Privataarchiv Hasenöhrl)

„Gebt Eure Uhren her, ihr werdet nie mehr welche brauchen“

VON PETER KLEPSCH AUS SAAZ

Mein Name ist Peter Klepsch, ich bin am 10. Juli 1928 in Saaz geboren. Mein Vater war Hopfenhändler und gehörte zu den damals wohlhabendsten und einflussreichsten Saazer Bürgern. Er ist aber schon 1936 gestorben. 1938 habe ich den Einmarsch der deutschen Truppen und auch den Stab der besetzenden ersten deutschen Fahrzeugdivision erlebt und kennengelernt. Eines meiner ersten Erlebnisse aus dieser Zeit war, dass der kommandierende deutsche General zu meiner Mutter wörtlich sagte: „Gnädige Frau, glauben Sie nicht, dass Sie befreit worden sind. Sie sind nur von einer Traufe in die andere geraten.“

Und ich muss dazu sagen: Eigentlich die Bekanntschaft mit diesem General, die auch über die Besetzung hinausging damals, hat in unserer Familie die Schattenseiten des Hitler-Regimes gezeigt und dazu geführt, dass mein Bruder und meine Mutter und dann später mit zunehmender Reife auch ich das Damalige, den Nationalsozialismus ablehnten. Das endete schließlich darin, dass ich verhaftet wurde als Flak-Helfer in Brüx und ins Gefängnis kam, weil ich einmal Äußerungen getan hatte, die den Nazis nicht gefallen haben, dann zweitens drei Elsässern – französischen Kameraden – zur Flucht verholffen habe, zur Desertation, und drittens weil man dem kommandierenden General meines Bruders bereits vorwarf, am 20. Juli. beteiligt gewesen zu sein, und mein Bruder war sein Adjutant. Das heißt, man hat uns der Mitwisserschaft verdächtigt und mich auch. Ich war dann bis zum letzten Kriegstag im Brüxer Gefängnis und bin mehrmals von der Gestapo verhört worden. Am letzten Kriegstag sollte

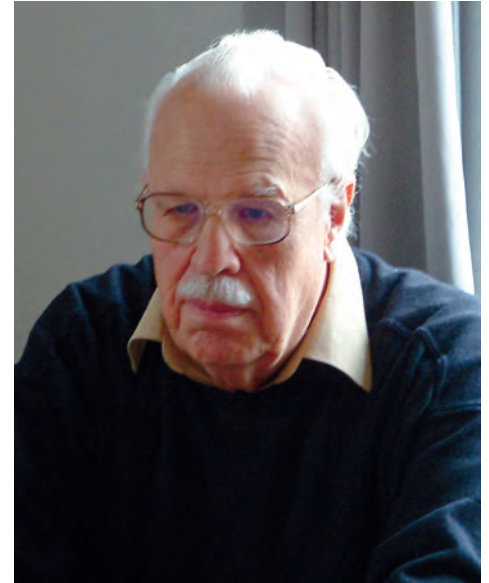
das gesamte Gefängnis nach Westen evakuiert werden mit allen Insassen. Der Weg ging über Saaz, und ich bin kurz vor Saaz in Schießelitz geflohen und bin nach Hause gekommen noch am Abend vor der bedingungslosen Kapitulation Deutschlands.

Am nächsten Morgen wurde ich durch Geräusche geweckt, und meine Mutter fragte: „Sag mal, sind das Amerikaner oder Russen?“ Und da hab ich gesagt: Das sind Russen. Denn meine Mutter hat immer gehofft, dass noch Amerikaner nach

Saaz kämen, die ja nicht mehr weit waren – bis in Karlsbad –, und die nächsten drei Wochen standen ganz im Zeichen der russischen Besetzung, wobei ich sagen muss, dass meine Familie unter den Russen wenig zu leiden hatte.

Nach drei Wochen zogen die Russen plötzlich ab, das war an einem Freitag. Da sind die russischen Soldaten plötzlich aus Saaz verschwunden, und die ganze Stadt war voll mit tschechischen Uniformen, und es liefen bereits Gerüchte in der Stadt, dass in Postelberg die Leute alle verschwunden sind. Das war am Samstag. Und am Sonntagmorgen um

neun Uhr wurde ich von meiner Schwester aus dem Bett geholt, sie sagte: „Es sind Soldaten da, du musst auf dem schnellsten Weg auf den Ringplatz kommen. Alle deutschen Männer von zwölf bis 65 Jahren haben sich unter Drohung der Todesstrafe dort einzufinden.“ Wir sind dort aufmarschiert, und zwar in zwei Kolonnen. Der damalige Hauptplatz der Stadt war durch ein Wasserbecken geteilt, das vom Luftschutz zu Löschzwecken angelegt wurde. Es waren also von Anfang an zwei Kolonnen, links und rechts der Dreifaltigkeitssäule angeordnet. Was ich als erstes sah, das war ein Mord an einem Postbeamten namens Gansl. Der kam durch die Liebotschaner Pforte [sog. „Branka-Tor“] herauf, anscheinend zu spät oder hat irgendeine Bemerkung gemacht. Man hat ihn sofort totgeschossen, und irgendein junger Mann mit Motorrad ist dann über ihn hin- und hergefahren. Das Schrecklichste war, dass sich in den Speichen des Rades das Gedärm des unglücklichen Mannes verwoben hat. Es war ein grässlicher Anblick, und das Allerschlimmste war, der Mann war ein kleiner Postbeamter, war eigentlich in der ganzen Stadt als alter Sozialdemokrat und überhaupt nicht als Nazi bekannt. Das war der erste Schock, den wir hatten, und wir wurden dann – soweit ich mich erinnern kann – in zwei Kolonnen abgeführt. Meine Kolonne zum Bahnhof. Wir mussten dort eine Weile warten, gingen dann hinter dem Bahnhof unter den Geleisen, dort war ein Durchbruch



Peter Klepsch aus Saaz
(Foto: Förderverein Saaz)



Amerikanische Panzer rollen in Pilsen ein (Foto: Bundesarchiv)

Richtung Stankowitz, da war ein Feldweg und oben, wo heute der Autohof ist, das war damals leer und unbebaut und auf dem Hügel mussten wir warten, bis die nächste Kolonne kam, und unsere Posten haben gesagt: „Gebt Eure Uhren her, ihr werdet nie mehr welche brauchen.“

Da warteten wir, bis die nächste Kolonne anmarschierte, und wir sind dann in Sechserreihen unter Bewachung von berittenen Soldaten nach Postelberg geführt worden und kamen dort erst am Nachmittag an. Die Stadt machte für mich einen geisterhaften Eindruck, sie war völlig leer, es war kein Mensch auf der Straße, und wir wurden dann



Postelberg, alte Reiterkaserne heute (Foto: Förderverein Saaz)

in die Kaserne und auf den Kasernenhof geführt, und dort hieß es: „Setzt Euch.“ Wir mussten uns niedersetzen, und dann hat sich eigentlich am Rest des Sonntags – es kamen immer wieder Kolonnen, auch von den Dörfern – nicht viel bewegt. Nachts mussten wir auf dem Pflaster schlafen, so wie wir waren, wie wir kamen; viele im Sonntagsanzug, denn es war ja Sonntag, der 3. Juni.

Am nächsten Morgen kam ein Kommando „Aufstehen“. Und wir sind aufgestanden, und in dem Moment schossen zwei oder drei Leute von der anderen Seite mit Maschinenpistolen in unsere Gruppe hinein. Ich habe das nachher erfahren ... [An dieser Stelle kommt es zu einer Unterbrechung, und Peter Klepsch wiederholt danach einen Teil seiner Erzählung:]

Am Sonntagnachmittag sind wir in Postelberg – einer Geisterstadt – angekommen. Die Stadt war völlig leer. Wir wurden in die Kaserne geführt und dort aufgefordert, uns auf den Boden zu setzen, auf das Pflaster, und nachts auch auf diesem Pflaster zu schlafen. Ereignet hat sich an diesem Tag nichts Bemerkenswertes, außer dass wir natürlich Angst und Zweifel wegen unseres Schicksals hatten. Am Morgen kam dann das Komman-

do „Aufstehen“, das von einem Teil der Wachen überhört wurde, die jetzt fürchteten, dass wir aggressiv werden könnten und dann mit Maschinengewehren in uns hineingeschossen haben. Da gab es den ersten Toten und es gab auch Verwundete, u. a. meinen Nebenmann oder Fast-Nebenmann, den Baumeister von Saaz, der einen Bauchschuss bekam.

Am Montag, den 4. Juni mittags kamen Lastwagen aus Saaz und holten die Beamten der tschechischen Versorgungsbetriebe und die Arbeiter der tschechischen Versorgungsbetriebe ab und holten auch Ärzte ab, und alle Männer, die jüdische Frauen hatten, durften auch mit diesen Lastwagen nach Saaz zurück.

Am Montagabend mussten wir alle in Kolonnen um den Platz laufen und wurden gezwungen, nationalsozialistische Lieder – oder das, was man für nationalsozialistische Lieder hielt – zu singen, und wer nicht richtig lief und richtig sang, bekam die Peitsche zu spüren. Ich erinnere mich noch, dass ich mit einem Schulkameraden meinen Englischlehrer untergehakt hatte, der mit einem Beinschuss aus dem Krieg kam und nicht laufen konnte und natürlich den Schlägen besonders ausgesetzt war.

Am Dienstag, den 5. Juni morgens begann noch einmal eine Durchsuchung aller. Da wurden kleine Tische gebildet, und da musste man kolonnenweise aufgeteilt vorbei und den Oberkörper frei machen, ob SS-Abzeichen drauf waren, und man hat uns dann alles weggenommen, was wir hatten. Die Uhren und das Geld in der Masse schon vorher am Sonntagnachmittag, aber u. a. auch die Taschenmesser. Ich habe mein Taschenmesser behalten, weil der Junge, der mich untersuchte, mich persönlich kannte und mich mit den Worten „Dich kabs ich net aus!“ [Dich plündere ich nicht aus!] passieren ließ. Dadurch habe ich mein Taschenmesser noch; ich trage es heute noch als Talisman. Das hatte ich damals in der Tasche und ich habe es seitdem in meiner Tasche behalten als Glücksbringer, weil ich eben dem, was dann folgte, entkommen bin.

Am darauf folgenden Tag wurde aufgerufen, dass sich die Deutschen in Gruppen aufzustellen hatten. Das waren mehrere Gruppen, das fing bei der SS an und endete bei den Antifaschisten. Und ich habe mich dorthin gestellt aufgrund meiner vorhin schon geschilderten politischen Verfolgung. Wir durften dann auch den Abend im Freien im Hof verbringen. Die übrigen wurden in die Kaserne gepfercht in einzelne Räume und mussten die Nacht fast ohne Luftzufuhr im Stehen verbringen. In derselben Nacht noch habe ich – weil ich ja im Freien lag – die erste Kolonne beobachten können, die zum Erschießen geführt wurde. Da war u. a. ein guter Bekannter, Herr Dr. Emanuel Wurdinger, damals Vorstand der Saazer bürgerlichen Brauerei, Duzbekannter von mir, dabei. Ich konnte über den Stacheldrahtzaun fragen: „Wohin?“ Da hat er auf den Himmel gedeutet. Da war mir klar, was passiert.

Ich war bis Donnerstag dort; wir haben nichts zu essen und zu trinken bekommen. Ich habe im Freien gelegen. Die Leute, die in den Kasernengebäuden eingepfercht waren, haben mehr zu leiden gehabt. Am Mittwoch haben wir dann die erste Verpflegung bekommen. Für 15 Mann ein Brot. Wasser mussten wir uns aus einem Splitterschutzgraben schöpfen, in dem nicht nur Kaulquappen waren, sondern plötzlich die Finger eines Toten auftauchten. Am Mittwoch wurden auch die ersten Erschießungen nicht in der Nacht, sondern auch am Tag am Kasernenhof durchgeführt, u. a. fünf dreizehnjährige Buben, die versucht hatten, zu fliehen. Das heißt, sie haben sich in ein Arbeitskommando eingereiht, wurden aber entdeckt, dass sie nicht dazugehörten. Der Herr Marek, der als ortsansässiger Tscheche aus Postelberg für die Soldaten als Dolmetscher und auch als Informationsperson diente, wollte die Buben peitschen lassen, er ließ sie auch peitschen. Sie wurden alle auf den nackten Rücken mit Peitschen geschlagen, und dann kam der Kommandant der tschechischen Truppen, Hauptmann Černý und hat gesagt, die Buben werden erschossen. Das hat Marek verdolmetscht. Wir mussten uns alle niedersetzen, angesichts des Erschießungskommandos. Marek hat gesagt, bei der geringsten Missfallenskundgebung wird – es waren zwei MGs noch aufgestellt – in euch hineingeschossen. Und dann hat man die fünf Knaben erschossen, mit einem Schützen pro Buben. Nicht mit Maschinenpistolen, sondern mit Gewehren. Es hat eine Weile gedauert, bis der letzte tot war. Ich erinnere mich noch an den einen, er hatte einen Halsschuss, da kam mit den letzten Herzschrägen das Blut noch in Fontänen heraus. Einer schrie nach der Mutter, und von einem saß der Vater drei Reihen vor mir und sah das mit an.

Dann ist nicht weit von mir der erste von uns verrückt geworden. Er ist plötzlich aufgestanden, es war ein Graveur, den wir gut kannten, und fing an zu tanzen. Ein zweiter fing an, sich auszuziehen. Dann war der Hauptmann Langer da, Vater eines Schulkameraden von mir, der dann sagte: „Herr Kommandant“, – er ging zum Marek, weil er Deutsch verstand – „ich war deutscher Offizier, was hier geschieht, verstößt gegen die Genfer Konvention. Ich muss Verwahrung einlegen und ich bitte darum, machen Sie mit mir ein Ende, ich möchte erschossen werden.“ Da hat der Marek geantwortet: „Sie wollen einen Gnadenschuss?“ Da hat der Hauptmann Langer gesagt: „Ja.“ Dann ist er in meiner Gegenwart durch Genickschuss getötet worden. Ich habe ihn begraben. Mein Freund Heiner Giebitz, der nachher mit vernommen wird, hat mitgegraben. Wir haben dann auch die restlichen Toten des Tages – es wurde ständig geschossen – in den Splitterschutzgraben geworfen, aus dem wir vorher das Wasser geschöpft haben. Nachts gingen die Erschießungen weiter; man hat manchmal Stöße von Maschinenpistolen gehört.

In der Nacht zum Donnerstag wurde auch die antifaschistische Gruppe in die Kaserne gepfercht, vermutlich damit wir nicht Zeugen der Hinrichtungen wurden. Wir waren froh drüber, weil wir uns sagten, wenn man uns sozusagen aus dem Geschehen heraushält und uns nicht zu Mitwissern macht, werden wir überleben. Das war unser Gedanke. Ich wurde dann in einen Raum gepfercht, der schon voller Menschen war und keine Luftzufuhr hatte. Vor allem die, die herzkrank waren, bekamen Probleme. Es sind eine ganze Reihe Leute mental außer Tritt gekommen, und ein Freund von mir machte mich aufmerksam,



Postelberg, alte Reiterkaserne heute (Foto: Förderverein Saaz)

dass in dem Raum ein Schalter, eine Durchreiche in die danebenstehende Küche war. Wir sind durch diesen Schalter in die Küche gekrochen. Da waren Kochapparate gestanden mit Wasserzufuhr und wir waren froh und haben uns in die Apparate hinein gesetzt, haben an dem Wasser unseren Durst gelöscht. Dann hat das die Wache gemerkt und hat gesagt, wir müssen hier raus, sonst schießen sie. Wir sind aber nicht rausgegangen, weil wir Angst hatten, wenn wir rauskommen, werden wir erschossen. Wir haben uns im Kochkessel versteckt. Daraufhin hat man Handgranaten hineingeworfen und ich habe den Splitter einer Handgranate hier ins Fleisch – Gott sei Dank – eine Hand breit oberhalb des linken Knies bekommen. Der Splitter ist dann herausgeeeitert, er war wie eine Nadel scharf, hat mich aber gottseidank beim Gehen nicht behindert.

Am nächsten Tag durften alle, die politisch völlig neutral waren, nach Saaz zurück. Darunter auch ich. Man hat vorher die nicht marschfähigen noch erschossen in meiner Gegenwart und hat unterwegs diejenigen, die nicht gehen konnten, erschossen, u. a. auch den Pater Max, Guardian des Saazer Kapuzinerklosters, in Sichtweite. Er konnte nicht mehr weiter marschieren. Man hat zu ihm



Křiž-Villa in Saaz, heute Zeyerova 344 (Foto: Förderverein Saaz)

gesagt: „Pater, wir werden Sie mit dem Auto fahren.“ Aber dann hat man ihn erschossen; es soll auf Befehl des eigentlichen Schuldigen, des Herrn Zícha, geschehen sein.

Kurzum, ich kam dann am Donnerstag nach Saaz zurück, war dort drei Tage in einem Saazer Arbeitslager, bis mich ein Tscheche aus Stankowitz, der Vorsitzende des *Národní výbor* [Nationalausschuss], wissen ließ, er schicke einen Posten, der Arbeiter für eine sehr schwere und riskante Arbeit sucht. Ich möchte mich da melden. Und noch ein paar gute Freunde mitnehmen, einer von den zweien, ein dritter ging dann nicht mit, ist aber auch hier, den konnte ich mitnehmen, das wurde mir gesagt, zur Tarnung. Ich kam dann nach Stankowitz und war dann in Stankowitz als landwirtschaftlicher Arbeiter, während alle meine Freunde, die nicht das Glück hatten, nach Kladno in die Kohlenbergwerke kamen. Die HJ-Führer kamen nach Brůx ins Lager 28, denen ging es dann ganz besonders schlecht.

Ich hab dann Antrag gestellt auf Erteilung der tschechischen Staatsbürgerschaft, weil ich unter den § 24 der Beneš-Dekrete fiel, da hieß es ja wörtlich: „Wer aus politischen Gründen während der Nazi-Zeit in Haft war, ist

von den Dekreten ausgenommen und kann Antrag auf Erlangung der tschechischen Staatsbürgerschaft stellen.“ Ich habe den Antrag gestellt, habe aber bis Frühjahr 1946 keine Antwort bekommen. Weder positiv noch negativ. Und danach lediglich die Erlaubnis, das Arbeitslager zu verlassen und privat zu wohnen. Das durfte ich dann vom 1. September bis zum 6. April 1946, da bin ich dann freiwillig mit dem Rest meiner Familie hier nach Deutschland gegangen, weil ich für mich positiv oder negativ keine Zukunft mehr gesehen habe.

Ich möchte noch einfügen – das hatte ich vorhin vergessen: Am Abend des 8. Mai, als ich aus der deutschen Gefangenschaft geflohen war, hat ein Herr Křiž, der in dem berühmten Křiž-Museum jetzt, in Saaz, wohnte, der mit uns angeheiratet verwandt war, mich angerufen, ich möchte aufs Rathaus kommen, wir rufen die neue Republik aus. Und ich muss sagen, ich konnte kaum mehr laufen. Nach Monaten im Gefängnis und 25 km Fußmarsch waren meine Füße nicht mehr gehfähig an dem Abend; also ich bin nicht zur Proklamation der Republik auf das Rathaus gekommen. Ich muss auch ergänzen, dass alle Tschechen, die während der Nazi-Zeit in Saaz wohnten, auf das Rathaus bestellt wurden und einem Verhör unterzogen wurden für ihre Tätigkeit – was sie während der deutschen Okkupation taten. Da war u. a. auch der Schwiegervater meines Bruders dabei, der Tscheche war. Der wurde fürchterlich geschlagen, denn er war als Tscheche Mitglied des NS-Kriegercorps, das war eine Veteranenvereinigung gewesen. Unser Hausmeister, der auch Tscheche war, Wenzel Swoboda, hat sich nachher erhängt, wie er das gesehen hatte, obwohl er erstens Tscheche war, zweitens bei der revolutionären Roten Armee in Russland war und auch im Ruhrgebiet, also Altkommunist – ging auf den Dachboden bei uns im Haus und hat sich aufgehängt. Er hat einen Zettel hinterlassen. Wenn sie einen solchen Herrn, wie den Schwiegervater meines Bruders schon so behandeln, was geschieht denn dann mit mir?

Das nur zur Ergänzung.

Ich bin eigentlich mit dem, was ich zu sagen hatte – wahrscheinlich sind Lücken da, aber das ist mir im Moment nicht bewusst – fertig.

Postelberg – na ja, es war Zufall, wenn man überlebt hat

VON FRANZ STOPFKUCHEN AUS SAAZ

Mein Name ist Franz Stopfkuchen, ich wurde 1927 in Saaz geboren. Meine Eltern waren Kaufleute. Ich wurde 1944 zur deutschen Wehrmacht eingezogen, mit 17 Jahren, und bin noch in den Fronteinsatz gekommen. Am Ende des Krieges kam ich bei Malník in russische Gefangenschaft. Dort bin ich geflohen und von Leitmeritz aus nach Hause gelaufen. In Saaz habe ich mich dann [auf dem Rathaus] gemeldet und wurde eingeteilt zum Aufräumen. Am Friedhof haben wir dann ein Massengrab ausgehoben, da sind die Toten reingekommen; manche haben nicht gut ausgesehen. Das war ein Samstag, da habe ich noch gearbeitet.

Am Sonntag früh um 7 Uhr kamen uniformierte Tschechen, haben mich herausgeholt und auf den Ringplatz getrieben. Es hat Stunden gedauert, bis alle zusammen waren. Vom Ringplatz aus kamen wir nach Postelberg. In Postelberg war es am Anfang so, dass keiner wusste, was passiert. Es herrschte große Aufregung. Am Abend haben sie uns antreten lassen. Wir mussten uns aufstellen und alles hinlegen. Dann hat jemand übersetzt: „Wer aufsteht, wird sofort erschossen.“ Uns blieb nichts anderes übrig, wir haben uns hingelegt. In der Nacht ist dann tatsächlich geschossen worden.

Am nächsten Tag herrschte große Aufregung, da wurden die Leute eingeteilt in Gruppen. Ich habe mir überlegt, wo [in welche Kategorie] ich mich melden soll. Gehe ich zur „Wehrmacht“ – schließlich war ich ja schon mal Kriegsgefangener, ich bin ja nur ausgerissen – oder gehe ich zur „Hitlerjugend“. Dann dachte ich, dass ich lieber zur „Wehrmacht“ gehe. Dann haben sie uns in eine Abteilung hinten rein. Jeden Tag gab es dann etwas Neues. Unter anderem haben sie dann an einem Tag die fünf Jungen erschossen. Den nächsten Tag – oder war es der Tag davor? Das ist im Nachhinein schwierig, genau zu sagen. Schließlich ist es sechzig Jahre her, und man hat auch versucht, das möglichst schnell zu vergessen. Es sind ja keine angenehmen Erinnerungen. Was auch viel ausmacht, ist, dass ich noch fünf Jahre in der Tschechoslowakei war. Ich war zuerst im Kohlebergwerk in Mährisch-Ostrau und von dort kam ich nach Jáchimov (Joachimsthal). Ich bin erst 1949 im November herausgekommen und auch nur wegen der Familienzusammenführung übers Rote Kreuz. Es gab von meiner Familie keinen mehr in der Tschechoslowakei. Ich war allein, ganz allein. Mein Vater war tot, und meine Mutter wurde mit meinen zwei Brüdern nach Deutschland abgeschoben.

Nun ist es so, wenn man fast fünf Jahre mit Leuten zusammenlebt, dann kann man nicht dauernd an das denken, was am Anfang so schlimm war. Ich habe da

z. B. einen Ausweis, das war das erste, was ich in der Tschechoslowakei hatte. Da steht drauf: *odsun??* [„Abschiebung??“] Und da habe ich, als sie die Aufnahme gemacht haben, nichts zum Anziehen gehabt. Ich war vorher im Kohlebergwerk, da habe ich nur einen Drillichanzug gehabt, mit Holzschlappen, und als sie mich herausgelassen hatten, da haben mir die Leute, bei denen ich dann arbeiten sollte, eine alte Jacke und ein paar Hosen gegeben, ich hatte nicht einmal ein Hemd an. Ich hatte kein Hemd. Auf der Aufnahme habe ich den Schal herumgewickelt.

Das ging dann weiter, bis ich in Joachimsthal im Uranbergwerk war. Ich hatte mich inzwischen so weit angepasst, dass ich praktisch tschechisch gesprochen und tschechisch geschrieben habe. Ich habe in der Gebäudeverwaltung gearbeitet, es ist mir nicht schlecht gegangen. Sie hatten mir angeboten, ich sollte wieder die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft erwerben. Ich habe aber abgelehnt, weil ich dann sofort wieder zum Militär gemusst hätte. Das wollte ich aber nicht, das erste Mal hatte mir gereicht. Es war eine lange Zeit; ich war ja noch lange drüben. Am Anfang war es schrecklich, und ich hatte versucht, so schnell wie möglich zu vergessen, weil man es nicht aushält, wenn man fünf Jahre lang nur daran denkt. Daran würde man kaputt gehen.

Ich bin von der russischen Gefangenschaft abgehauen und bin heim nach Saaz. Ich hatte mich in der Stadtverwaltung gemeldet und bin zur Arbeit eingeteilt worden. Zuerst haben wir den Löschteich zugeschüttet und anschließend habe ich am Friedhof ein Massengrab ausgehoben, und da sind die Toten reingekommen. Das Massengrab existiert nicht mehr, aber wir wissen noch, wo das war. Hinten an der Mauer. Ich war ja da. Das gibt es aber nicht mehr. Das wurde ausgegraben und eingeebnet. Ich war aber nur vier oder fünf Tage dort, denn dann war der 3. Juni und wir kamen nach Postelberg. Postelberg – na ja, es war Zufall, wenn man überlebt hat. Man konnte Pech haben, dann war man weg. Das ist eigentlich alles, mehr kann ich dazu nicht sagen.



Franz Stopfkuchen
(Foto: Förderverein Saaz)

Es ist gefährlich, ein Freund der Tschechen zu sein

VON HANS JÄCKL AUS SAAZ

Ich heiße Hans Jäckl, ich bin im Juli 1928 in Komotau geboren. Bis 1945 lebte die Familie meiner Eltern in Saaz und wohnte im Gebäude des Gymnasiums in der Dienstwohnung, weil mein Vater dort Direktor gewesen ist. Er war Direktor bis 1943. Er hat die nazistischen Methoden gegen die Juden abgelehnt und war zu dieser Zeit nicht mehr tragbar. Er wurde daraufhin eingezogen zur Deutschen Armee und ist an die Ostfront gekommen. Von dort ist er aber körperlich unverehrt in diese Familienwohnung bzw. Dienstwohnung im Gymnasium in Saaz zurückgekehrt. Ich selbst war mit sechzehn Jahren zum Arbeitsdienst eingezogen worden, bin aber zurückgekommen, wenn auch mit wundgelaufenen Füßen. Ich kam auch in diese Elternwohnung.

Wir vernahmen täglich schwere Gewalttaten der Russen und vermutlich auch der Tschechen gegen die deutsche Bevölkerung von Saaz. Wir wollten noch flüchten, aber es kam nicht mehr dazu. Am 3. Juni, an diesem Sonntag, hörten wir durch Lautsprecher, dass sich alle deutschen Männer zwischen 15 und 65 Jahren auf dem Ringplatz, so wurde der Marktplatz genannt, versammeln müssten. Wir liefen los, so schnell wir konnten, wurden aber unterwegs mit Schlägen und mit Gewehrkolben und Pfiffen bedacht. Am Marktplatz eingetroffen, war schon eine große Menge von Männern aufgestellt. Wir reihten uns ein. Wir sahen, dass vorne dran jemand lag; man sagte, er sei niedergeschossen worden, es sei ein Schneider aus Saaz gewesen. Die anderen Deutschen erzählten noch, dass am Branka-Tor jemand erschossen worden sei. Ich habe es aber nicht gesehen.

Nach langem Warten – es dürften sechs oder sieben Stunden gewesen sein – am späteren Nachmittag setzte sich dann dieser riesige Zug in Bewegung. Wir wurden bergab über die Kettenbrücke geführt und kamen schließlich in Postelberg an.

Es ging durch das Tor in die Kaserne. Nachdem das Tor geschlossen war, begann also das Fluchen und Prügeln, das Schießen und Erschießen, das bis zum letzten Tag angehalten hat.

Am nächsten Morgen, am 4. Juni, mussten wir aufstehen, unsere Oberkörper entkleiden und in Reihe antreten zum Abgeben der Schmuckstücke, der Ringe und der Uhren. Diese wurden in Tüten gesteckt und in Körbe geworfen. Wir mussten die Hände heben, damit kontrolliert wurde, ob jemand eine (SS-) Tätowierung hat. Wer eine solche Tätowierung hatte oder wer sonst irgendwie aufgefallen ist, wurde in ein abgezäuntes Karree im Hof der Kaserne hineingetrieben. Ich sah dort die beiden Studienräte Dr. Enders und Dr. Herrmann.

Während der darauf folgenden Nacht ertönten Schreie und Schüsse. In der Morgendämmerung hörten wir dann einen Ruf, später wurde mir erklärt, das hätte *Všichni na svá místa* geheißen, also „jeder auf seinen Platz“. Dieses Kommando war eigentlich sinnlos, aber die Männer dort in der Mitte verstanden es als Kommando zum Aufstehen. Die Posten waren beunruhigt und schossen hinein. Es ertönten wieder Schreie und Flüche, aber das war noch in der Nacht. Am Morgen wurden dann die Toten und Verletzten herausgeschleppt und in die Schutzgräben am Rande des Kasernenhofes geworfen, und wer noch lebte, bekam noch einige Schüsse hinterher. Man kann sagen, dass in diesen Tagen generell jede Verwundung den Tod bedeutete; auch jeder Schwächeanfall. Mein Vater saß erstarrt neben mir. Ich rührte meinen Kopf nicht, um nicht aufzufallen. Es war eine bedrückende Stille in dem ganzen Hof. Plötzlich erhob sich ein Mann und rief, er sei Offizier gewesen und wolle als solcher behandelt werden. Er wurde vom Kommandanten des Hofes, den sie Marek nannten, an die Gräben geführt und von hinten erschossen.

Am 3. oder 4. Tag – das weiß ich jetzt nicht mehr genau – hieß es, junge Männer sollen sich am Eingangstor melden. Ich vermutete, dass es zu einem Arbeitseinsatz ging und wollte loslaufen. Aber mein Vater hielt mich zurück und sagte, „wenn ich hier nicht mehr herauskomme, übergebe ich Dir die Verantwortung für die Familie“. Und das hat mich irgendwie erschüttert. Aber dann gab er mir die Hand und ich lief los, kletterte auf den Lastwagen, der am Tor wartete, und wir wurden zum Flugplatz in Stankowitz gefahren. Dort mussten diese jungen Deutschen – es werden etwa dreißig gewesen sein – die schweren Bomben, die im Gelände gelegen hatten, zusammenschleppen. Es gelang uns; es explodierte keine. Zu Mittag gab es



Das sog. Branka-Tor (Liebot-schaner Tor) in Saaz, Durchgang in Richtung Ringplatz (Foto: Privatarchiv Kalckhoff)

tatsächlich Suppe und ein Stück Brot, und wir mussten bis zum Abend weiterschleppen.

Am Abend wurden wir mit dem Lastauto wieder in die Kaserne nach Postelberg zurückgefahren. Ich suchte meinen Vater am selben Platz, aber er war nicht mehr da. Danach ertönten Kommandos, und wir wurden in die Kasernengebäude hineingetrieben, also in die Ställe und in die Gänge. Ich fand Platz an einem vergitterten Fenster und schaute hinaus. Ich sah, dass aus dem abgezünten Karree die Männer herausgetrieben wurden. Sie mussten sich im Kasernenhof aufstellen, etwa acht oder zehn nebeneinander, die Arme einhängend, und warteten. Um die Kolonne herum waren Tschechen mit Maschinenpistolen, also Soldaten. Sie stellten sich auf, und wenn ich mich recht erinnere, waren auch noch berittene Soldaten mit Maschinenpistole um die ganze Gruppe herum. Über diese Reiter bin ich aber nicht ganz sicher. Als die Sonne versunken war, wurde das Kasernentor, das Hoftor geöffnet und die Gruppe marschierte hinaus. Ich schätze, dass es etwa 800 Männer gewesen sein dürften. Vielleicht auch etwas mehr. Ich sah meinen Vater nicht, aber ich hatte wohl Grund anzunehmen, dass er unter diesen Männern war.

Dieses Erleben hat mich seelisch verändert. Ich habe jahrzehntelang darunter gelitten. Ich habe eigentlich von diesem Abend an auf dem Kasernenhof nichts mehr aufgenommen. Es mag noch mehr passiert sein, es ertönten weiter Schreie und Schüsse und Flüche, aber ich nahm nichts mehr auf, ich weiß nur, dass wir nach etwa einer Woche uns aufstellen mussten, aus der Kaserne herausgeführt wurden, und sich die Marschkolonne wieder in Richtung Saaz in Bewegung setzte.

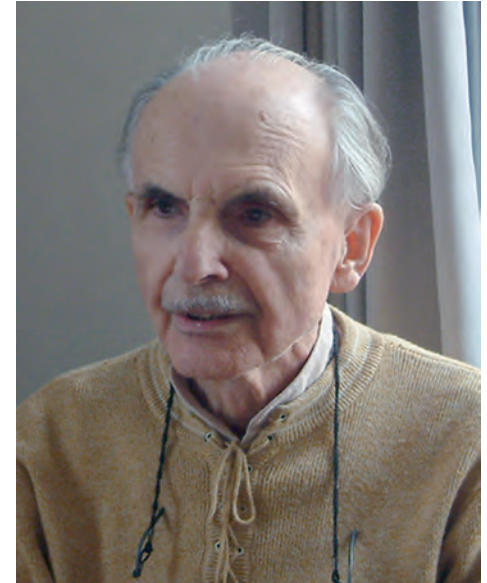
Auf dem Marsch nach Saaz ging vor mir in der Reihe ein Mönch, ein ziemlich dicker Mönch. Er wurde von seinen Nachbarn gestützt, aber ich sah, dass er nicht mehr konnte. Schließlich trat er aus der Reihe hinaus und setzte sich an den Straßenrand. Ein Soldat trat hinter ihn und erschoss ihn. Er rollte in den Straßengraben und niemand kümmerte sich darum.

In Saaz kam ich in das Lager in der Schwimmschule, das waren mehrere Baracken in der Nähe der Eger, und von dort wurde nach einigen Tagen ein Transport auf einem Lastzug zusammengestellt, und zwar nach Kladno. Ich kam in das Lager Dubí und erlebte dort zum ersten Mal, was ein Konzentrationslager ist. Es waren unheimlich viele Männer zusammengepfercht in den Baracken. Halb Sterbende lagen vor den Duschräumen, zu essen habe ich nichts bekommen.

Aber schon nach einem Tag wurden wir wieder auf Lastwagen verladen und es ging nach Libušín. Libušín ist ein Ort in der Nähe von Kladno, und dort in einem Gasthaus, im Saal im ersten Stock, da waren Doppelstockbetten aufgestellt, und es waren schon Deutsche aus Prag

einquartiert. Die meisten total abgemagert und husteten, wahrscheinlich hatten sie Tuberkulose. Jeder bekam ein Bett, und am nächsten Morgen schon um 5.30 Uhr hieß es antreten, jeder bekam ein Stück Brot. Schon ein größeres Stück, vielleicht 300 Gramm und einen halben Liter Suppe, und dann ging es zum *dul* [Zeche] „Max“, er war so einen Kilometer entfernt, und wir mussten also mit den tschechischen Hauern einfahren unter Tage und beim Fördern der Steinkohle helfen. Die tschechischen Hauer schlugen die Kohlen ab und schaufelten sie in die Hunte oder Loren, und wir mussten diese aus den Seitenstollen zum Hauptstollen ziehen. Das war Schwerstarbeit. Früher haben das Pferde gemacht. Die Frühschicht dauerte bis um 14 Uhr. Danach mussten wir die Lampen abgeben, jeder hatte natürlich so eine Grubenlampe, und die Deutschen mussten in die *šmanty* [Schlämmerei]. *Šmanty* war ein großes Becken, in dem der Kohlenstaub mit Wasser niedergeschlagen worden war, und hier mussten wir diesen Schlamm, diesen Kohlenstaubschlamm mit Schaufeln wieder in die Loren oder Hunte schippen, auf eine Anhöhe hinaufschieben und dort oben in Lastwagen hineinkippen. Von dort wurden sie ins Gaswerk gefahren. Diese *Šmanty*-Arbeit dauerte mindestens zweieinhalb Stunden, manchmal drei Stunden, und danach wurden wir dann in der Kolonne in das Lager im Gasthaus in Libušín zurückgebracht. Also achteinhalb und zweieinhalb bis drei Stunden, das sind elf bis elfeinhalb Stunden täglich schwerste Arbeit. Ab Abend gab es nichts mehr, und so war das täglich. Nur an Sonntagen und an Feiertagen war die *Šmanty* geschlossen, und da mussten wir zu einer zweiten Schicht einfahren. Da gab es also zweimal acht Stunden Arbeit unter Tage.

Also, ich konnte absehen, dass ich das nur ein paar Wochen durchhalten würde, und ich entschloss mich zu fliehen, stiftete einen meiner Klassenkameraden, den Gerhard Illing, der mit dort war, an, und wir kletterten in der Nacht durch das Toilettenfenster, sprangen in den Hof und kletterten über die Mauer und konnten aus diesem Lager flüchten. Wir konnten einen Tag laufen, übernachteten auf einem Getreidefeld und lebten von den Äpfeln, die von den Bäumen gefallen waren. Wir wurden aber am



Hans Jäckl (Foto: Förderverein Saaz)

Morgen von den Bauern, die auf das Feld kamen, entdeckt. Die meldeten es der Polizei. Aber wir waren mit 16 und 17 Jahren natürlich niemals bei der SS gewesen. Daraufhin wurden wir in einen Steinbruch geführt zum Erschießen. Wir standen an der Wand und warteten. Aber es kamen mit dem Motorrad irgendwelche Tschechen aus Libušín und sagten: *To jsou ti kluci*, also: „Da sind die, die wir suchen.“ Wir wurden herausgeführt, in ein Auto verfrachtet und nach Libušín zurückgebracht. Die Wachmannschaft in Libušín hat sich wieder gerächt, weil es uns gelungen war, zu flüchten. Wir wurden noch einmal zusammengeschlagen. Also, diese körperlichen Verletzungen haben mich ein Leben lang gezeichnet.

Nach fünf Monaten erschien ein Posten auf dem *dul* „Max“ und suchte mich. Ich wurde herausgerufen. Die Schicht war zu Ende. Er führte mich zum Bahnhof, und ich wurde nach Saaz gebracht. In Saaz traf ich meine Mutter und die jüngeren Geschwister wieder. Vom Vater hörten wir nichts mehr. Er ist in Postelberg geblieben; er gehört zu den Erschossenen.

Es ist irgendwie aufschlussreich: Gerade im Zusammenhang mit so einer Aufnahme denke ich an diesen Vater. Er war ein Freund der Tschechen. Er sprach fließend Tschechisch, was er in Prag während seines Studiums gelernt hatte. Von meinen Großeltern wurde er nur der „Tschech“ genannt, weil er immer für die Tschechen Partei ergriffen hatte in diesen Volkstumskämpfen. Er war vor der Ehe mit einer tschechischen Frau befreundet, hatte eine Liebschaft also, und die dauerte auch während der Ehe an. Sie führte zum Zerwürfnis in der Ehe. Ich weiß sogar, wer diese Frau war, sie war Postbeamtin in Jechnitz. Er hat sie öfters besucht.

Nachdem wir nun ausgewiesen wurden im Februar 1946, wartete meine Mutter noch lange auf die Rückkehr ihres Mannes, aber er kam nie mehr. Einmal sagte sie nachdenklich: „Dein Vater war ein Freund der Tschechen, aber er kam durch die Tschechen um. Es ist gefährlich, ein Freund der Tschechen zu sein.“

Das ist ungefähr das, was ich mir vorgenommen habe, hier zu sagen.

Es war die absolute Rechtlosigkeit, die mich heute noch empört

VON KURT ECKERT AUS SAAZ

Mein Name ist Dr. Kurt Eckert, ich bin 77 Jahre alt, geboren in Herrlich (Hrdlovka), Kreis Dux. Bald sind meine Eltern nach Saaz verzogen, und ich ging in Saaz in die Volksschule, später auch in die höhere Schule. Mit fünfzehneinhalb Jahren wurden wir eingezogen zur Flak. Und dann war ich eineinhalb Jahre in Brüx, da ist also dieses große Hydrierwerk, und da waren wir eingesetzt. Nach dem Krieg bin ich wieder zu Fuß nach Saaz zurück, und wir wurden am 3. Juni auf dem Saazer Ringplatz zusammengetrieben und mussten dann diesen sogenannten Todesmarsch nach Postelberg vollführen. Für uns war das damals als Siebzehnjährige nicht weiter schlimm, aber ich kann mir vorstellen, dass das für die Älteren wesentlich schlimmer war. Heute könnte ich solche Märsche nicht mehr durchstehen. Im Hintergrund hörte man immer wieder das Schießen, da wurde dann wieder ein Mensch, der nicht mehr weiter konnte, erschossen und in den Straßengraben gelegt.

In Postelberg habe ich als sehr schmerzlich empfunden, dass wir nachts in einen Pferdestall getrieben wurden, und die tschechischen Bewacher haben nachts dann durchs Fenster in die Menge geschossen. Man hörte das Schreien, und es war Zufall, wer erwischt wurde. Also es waren nicht etwa Leute, die bei der Partei waren oder so, sondern normale Bürger, die eben durch Zufall erschos-

sen wurden. Es war eine absolute Rechtlosigkeit, die mich heute noch empört. Wenn einem der Wachleute ein Gesicht nicht gefallen hat, wurde einfach mit einem Knüppel darauf eingeschlagen usw. Also das sind meine Erinnerungen, und ich bin Arzt und weiß, dass das sogenannte posttraumatische Syndrom, das ist also ein Trauma, das was man da erlebt hat, und dieses Trauma verfolgt einen. Ich muss sagen, es verfolgt mich heute noch, manchmal träume ich nachts noch davon, jetzt nach sechzig Jahren. Es ist entsetzlich, es war ein absolutes Verbrechen, dass man diese Horde von Mördern, von sadistischen Mördern, auf eine wehrlose Stadt losgelassen hat. Das ist das, was ich heute noch empfinde, und ich werde auch heute nie mehr nach Böhmen reingehen, weil ich da einfach nicht mehr rein will.



Dr. med. Kurt Eckert
(Foto: Förderverein Saaz)

Im Lager wurden wir immer weniger Kinder

VON UTA REIFF, GEB. JÄCKL AUS SAAZ

Ich bin im Jahre 1938 in Asch geboren. Ich kam nach wenigen Monaten mit meiner Familie nach Saaz. Mein Vater wurde Direktor am dortigen Gymnasium. Wir wohnten im Gymnasium und hatten einen großen Garten, in dem wir gespielt haben. Es gab auch eine große Schaukel. Ich erinnere mich an diese Zeit als eine sehr schöne Zeit, als Kind. Interessant war für mich im Hinblick auf spätere Ereignisse, dass ein Straßenkehrer, der Herr Kratochvíl, der kam immer vorbei mit einem großen Ochsengespann, das waren sehr große Ochsen, und ich war sehr klein, ich war sechs Jahre alt. Dieses Gespann und die weißen Hörner der Ochsen – das hat mich sehr beeindruckt. Meine Mutter hat Herrn Kratochvíl oft heraufgeholt und ihm ein zweites Frühstück gemacht, Kaffee und Brot. Ich mochte ihn sehr gern. Meine Kindheit verlief sehr schön bis zum Juni 1945.

Mein Vater war anfangs ja nicht im Krieg, er wurde 1943 eingezogen und kam zur Wehrmacht in den Osten, an die Ostfront. Wir waren dann allein, meine Mutter und mein großer Bruder Hans¹; er war sechzehn Jahre alt, ich war sechs Jahre alt, mein Bruder Bernd war neun.

Im Juni 1945 mussten wir dann ins Lager. Ich kann mich nur erinnern, dass meine Mutter uns an die Hand nahm, und wir gingen diese Allee hinauf zur Kaserne². Es war nicht weit vom Gymnasium. Ich klammerte mich an meine Mutter, weil ich ja nicht wusste, was uns bevorstand. Wir kamen in diese ehemalige SS-Kaserne. Es waren Baracken, und dort lagen wir – ich weiß nicht genau – auf dem Boden oder auf Stroh. Es war für uns Kinder schrecklich, wir durften auch nicht hinaus, wir durften das Lager nicht verlassen, auch wir Kinder nicht. Wir hatten sehr viel Hunger, es gab sehr wenig zu essen.

Einmal stand ich am Zaun des Lagers, da kam der Herr Kratochvíl, aber nicht mehr mit seinen Ochsen, sondern er hatte jetzt so einen kleinen Schubkarren mit einem Besen drauf als Straßenkehrer. Und er sah mich da am Zaun stehen, und ich winkte ihm, und dann kam er näher, hat sich erst umgesehen und warf mir dann sein Wurstbrot durch den Zaun herein, und ich habe es aufgehoben, weil ich Hunger hatte. Ich habe es dann meinem Bruder [Bernd] erzählt³, und ab diesem Tag standen wir immer am Zaun und hofften, dass der Herr Kratochvíl vorbeikommen würde. Er kam auch ein paarmal und steckte uns das Brot zu. Eines Tages hat uns eine Wache erwischt und hat uns so furchtbar verdroschen, so geschlagen, dass ich mir in die Hose gemacht habe. Es war für mich furchtbar. Dann gab es nichts mehr; Herr Kratochvíl hat sich nicht mehr getraut zu kommen.

Ich erinnere mich auch, dass wir eines Tages in den Schweinestall gesperrt wurden. Das war ein ganz niedriger Stall; ich war ja klein und konnte gut stehen, aber die anderen nicht. Da war so eine schmutzige Matratze am Boden und da mussten wir uns hinlegen. Nachts haben wir uns immer quasi auf meine Mutter draufgelegt. Später habe ich erst erfahren, dass wir das gemacht haben, damit sie nicht vergewaltigt wurde. Das war für mich furchtbar. Es hat mich wohl auch später sehr geprägt in meinem Verhalten Männern gegenüber. Ich hatte als Frau später sehr viel Angst.

Wir waren also längere Zeit in diesem Schweinestall eingesperrt, und eines Tages hat meine Mutter zu uns – meinem Bruder Bernd und mir – gesagt, wir sollen zum Lagerleiter gehen und sollen sagen, dass er uns erschießen soll, weil wir es nicht mehr aushalten in dem Schweinestall. Aber der Marek – ich glaube, dass es der Marek war⁴ – hat uns hinausgeworfen und gesagt, wir sollen zu sehen, dass wir weiterkommen. Mir war als Sechsjährige nicht klar, was Erschießen ist.

Dann wurde das Lager irgendwie verlegt zur Schwimmschule runter und dann in die Grundschule. Da erinnere ich mich, dass wir uns eines Tages – ich weiß nicht mehr genau, wann das war – ganz nackt ausziehen mussten, und dann wurden wir mit einem weißen Pulver eingestäubt, ich glaube gegen Läuse und Flöhe. Und der Kopf wurde uns rasiert. Wir hatten alle rasierte Köpfe, und meine Mutter nähte mir dann aus einem Stück weißem Stoff eine Mütze, denn es war sehr kalt, es war ja Winter. Und wir hatten nur Sommerkleider, weil wir ja im Juni ins Lager kamen. Wir haben furchtbar gefroren.

Eines Tages – später habe ich erfahren, dass es im Februar 1946 war, also nach acht Monaten Lager – wurden wir dann in einen Viehwaggon gesperrt und kamen nach Furth im Wald [in Bayern] ins Lager. Dort bekamen wir warme Kleider und warmes Essen. Das Lager war mensch-



Uta Reiff, geb. Jäckl aus Saaz
(Foto: Förderverein Saaz)

lich eingerichtet. Dann kamen wir nach Fürth und von dort nach Vach, das ist ein kleiner Ort bei Fürth in Bayern. Wir wurden dort nicht gut aufgenommen. Die Leute haben gesagt: Wenn ihr bei den Tschechen gut getan hättet, wenn ihr euch gut aufgeführt hättet, dann hätten die euch auch behalten. Von der historischen Wahrheit wussten die Leute natürlich nichts und wissen bis heute wenig. Mit der Zeit bekam meine Mutter aber wieder eine Anstellung als Lehrerin und dann ging es wieder aufwärts.

Aber mein Vater kam nicht wieder; er ist in Postelberg ermordet worden. Mein großer Bruder kam nach Saaz ins Männerlager, nachdem er vorher in Postelberg und Klad-

no war. Er wurde auch in den Viehwaggon gesperrt und wurde mit uns ausgesiedelt oder deportiert.

Ergänzend möchte ich noch ausführen: Im Lager wurden wir immer weniger Kinder. Kinder, mit denen ich gespielt hatte, waren plötzlich nicht mehr da. Meine Mutter hat mir darüber immer wenig erzählt, aber diese Kinder waren verhungert. Als ich nach dem Krieg nach Vach kam, brachte man mich nach Fürth ins Kinderspital. Ich war so unterernährt und konnte keine Nahrung mehr behalten. Ich konnte nichts mehr essen. Dort war ich vier Monate lang als Siebenjährige. Die haben mich dann wieder mit Brei gefüttert und wieder aufgepäppelt. Das ist meine Geschichte.

ANMERKUNGEN

1. Uta Reiff ist die Schwester von Hans Jäckl (siehe S. 278).
2. Gemeint ist die ehemalige SS-Kaserne in Saaz, heute in der Pražská ulice.
3. Uta Reiffs großer Bruder Hans war mit dem Vater unterdessen im Postelberger Lager (siehe S. 278).

4. Josef Marek, Lagerkommandant in Postelberg und später auch verantwortlich für das Saazer Frauenlager in der ehemaligen SS-Kaserne (siehe S. 28, 64 und 68).

Wenn ein Schuss gefallen ist, hat er gesagt: „Wieder ein Deitscher!“

VON ERIKA DENGLER-SOUKUP, GEB. KÖSTLER AUS SAAZ

Mein Name ist Erika Dengler-Soukup, geb. Köstler, jetzt Dengler-Soukup nach meiner Verheiratung. Ich bin am 23. September 1929 in Eger geboren. Mein Vater war in Saaz im Angestelltenverhältnis in einer Betonfabrik, und da wohnten auch die Mutter und später mein Bruder.

Wir waren damals junge Mädchen, und weil ich bei der *stráz*, der [Polizei-] Wache, geputzt habe, habe ich schon Verschiedenes mitbekommen. Im Schützenhaus waren ab und zu einzelne Russen, die haben mit unserem damaligen Lagerkommandanten – ich weiß nicht mehr, wie er hieß – ausgemacht: Eine Flasche Wodka für ein Mädchen. Das weiß ich noch, und wir waren mit Kopftuch und schlecht angezogen, also gar nicht schön, denn wir hatten Angst. Dann kam einmal ein Russe, und ich war ganz klein hinten im Haus, und dann haben sich die anderen Soldaten einen Jux gemacht und haben den Russen zu mir in diese Stube geschickt. Und der hat mir dann eine Papirosi angeboten, also diese Zeitungszigaretten. Ich habe geschrien *nekuřáci*, „Nichtraucher“, also „geh nur raus!“ Und ich hatte Glück, er hat mir nichts getan. Aber Schulfreundinnen von mir wurden vergewaltigt, teilweise vor den Müttern, in der Schule oben in der Oberschule, und auch kontrolliert. Sogar die Monatsbinden wurden weggezogen und kontrolliert, ob dahinter nichts versteckt wird. Das weiß ich noch. Aber ich hatte Glück.

Meine Eltern sind 1927 von Eger nach Saaz gezogen, und mein Vater hat dort eine Zement- und Betonsteinwarenfabrik mit seinem Chef aufgebaut, und dort hatten meine Eltern dann eine Werkswohnung. Als ich unterwegs war, ging meine Mutter zurück nach Eger. Dort wurde ich geboren und kam dann zwei Jahre später wieder nach Saaz. Ich ging in Saaz in die Volksschule – untere Volksschule – und nach vier Jahren ins Gymnasium. Dann war Kriegszeit, es war alles ein bisschen schwierig. Luftangriffe usw., es war schwierig, ich hatte einen weiten Schulweg, musste dann natürlich mit dem Fahrrad auch dementsprechend handeln. 1945 waren wir teilweise froh, dass alles zu Ende war. Aber es kam natürlich schlimm. Am 3. Juni wurden die deutschen Männer abgeordnet zu diesem sogenannten „Postelberger Marsch“, und die Frauen und Kinder waren zuhause allein. Wir hatten dann aber schon in dem Betonsteinwerk einen kommissarischen tschechischen Leiter. Den hat meine Mutter mit Kaffee und Essen, was halt da war in der Familie, versorgt. Er hat also mit uns gegessen.

Wir hatten an der Firma eine Laderampe, wo Rohre usw. verladen wurden, und von dieser Rampe aus konn-

te man auf die Stankowitzer Straße schauen. Und an diesem 3. Juni, das weiß ich noch genau, haben wir mit blanken Augen entdeckt, wie große Kolonnen von Männern vorbei getrieben wurden. Wohlgemerkt, ich habe heute noch den Ausdruck „Soldateska“ in mir. Ich weiß es nicht, ich möchte niemanden beleidigen, aber es war damals der Eindruck, die Leute wurden getrieben mit Pferden. Es waren keine Soldaten, es waren Zivilisten. Die hatten auch teilweise Peitschen. Sie waren dabei bei diesem Marsch, und wir haben gesehen, dass es unseren Männern schlecht ging. Und jedes Mal, wenn

ein Schuss gefallen ist, also wenn man das gehört hat, hat er [der tschechische Fabrikleiter] gesagt: „Wieder ein Deitscher.“ Und meine Mutter hat aufgeheult. Frauen in dem Alter sind ja wirklich emotional aufgelöst, wenn der Mann weg ist und sie sind mit zwei Kindern allein. Meine Mutter hat damals gesagt: „Ich gehe ins Wasser.“ Da habe ich gesagt: „Ich geh’ nicht mit.“ Mein Bruder war sechseinhalb Jahre; er konnte noch nicht schwimmen. Meine Mutter und ich hätten schwimmen können. Also das war für mich der erste Eindruck von dem kommenden Ende.

Wir konnten uns noch zuhause aufhalten, und am 13. Juni mussten wir dann die Wohnung verlassen mit 25 kg Gepäck. Das war vorgeschrieben. Was weiß eine Ehefrau und Mutter, die nie berufstätig war, was 25 kg sind? Also meine Mutter war kopflos. Wir haben ein Sommerkleid angezogen, ein Winterkleid drüber, den Sportwagen vom kleinen Bruder mit Kissen [genommen] und gingen dann ins Lager. Wir hatten keine 25 kg, das weiß ich heute mit meiner Erfahrung. Wir mussten uns dann in der SS-Kaserne in Saaz melden und wurden registriert. Meine Mutter musste die Wohnungsschlüssel abgeben mit einem Schild, auf dem die Adresse stand. Dann musste der vorhandene Schmuck abgegeben werden. Er wurde in Truhen hineingeworfen. Meine Mutter hatte damals Münzen. Die haben sogar angestellt, dass der teure Schmuck verschwunden ist.



Erika Dengler-Soukup,
geb. Köstler aus Saaz
(Foto: Förderverein Saaz)

Wir waren dann ungefähr drei Wochen in der SS-Kaserne auf kleinstem Raum, also in kleinen Räumen drei Familien. Es war nicht schön, aber wir wussten, dass unser Vater lebt. Obwohl wir ja von vielen gehört hatten, dass deren Männer in Postelberg umgekommen waren. Unser Vater hat gelebt und sagte uns auf Umwegen: „Meldet euch aufs Land. Wenn Ihr dort arbeiten könnt, bekommt ihr was zu essen.“ Das haben wir getan und haben uns nach Stankowitz gemeldet. Da kamen immer Leute zum Kasernentor herein und brachten fünf Personen dorthin und zehn Personen dorthin. Und wir haben uns dann gemeldet und durften dann in Stankowitz am Gutshof oben nächtigen, das war ein Getreideboden. Wir haben dann bei Kleinbauern gearbeitet bis zum September. Dann kam mein Vater aus der Stadt. Er hatte Ausgang und sagte: „Am Montag geht ein Transport – ihr kommt mit.“ Transport ins Reich sozusagen. Wir haben dann unsere Taschen gepackt, wir hatten ja nicht viel. Es hieß im „Frosch“ – das war ein kleiner Gasthof, der während des Krieges mit anderen Gefangenen belegt war –, von dort zum Bahnhof zu gehen, und da waren offene Transportwaggons. In die sind wir hinein geschoben worden. Wir konnten uns auch nicht setzen. Dann kam ein Pfiff, ein bisschen hin, ein bisschen her, dann mussten wir noch zwei Stunden stehen, und dann hieß es „raus“! Dann mussten wir wieder zurück in diesen „Frosch“, in das Lager. Im „Frosch“ waren aber inzwischen schon neue Gruppen vom Land. Wir haben uns vertragen, wir haben ja alle Deutsch sprechen können und konnten uns verständigen. Es ging.

Dann waren wir nach dem „Frosch“ im Schützenhaus. Ich war immer unterwegs „Tratschputzen“. Im Schützenhaus – auch bei der SS-Kaserne – wurden immer die jungen Mädchen abgestellt, also „mache Putzen“. Dort habe ich gelernt, wie man ein Brot richtig streicht. Immer wenn ein Laib Brot angeschnitten war, die Butter auf die größere Seite, nicht auf die kleine. Dann kamen wir von der SS-Kaserne in die sogenannte „rote Burg“. Ich weiß nicht, wie das jetzt heißt, oberhalb der evangelischen Kirche in Saaz. Dort durften wir uns geistig und seelisch sammeln. Es hieß Januar/ Februar, der erste Transport, wir dürfen nach Bayern. Na ja, und zwischendurch wurden halt immer wieder die Frauen abgeholt zum Putzen in die Wohnungen, die neu belegt wurden. Wir waren also nicht faul, wir haben in dieser Zeit immer gearbeitet. Ich hatte am 4. Oktober einen Einsatz bei den städtischen Fahrern. Die waren innerhalb von diesen Hopfenhöfen. Da war ein Slowake dabei, ein Unteroffizier mit Frau, also tschechisch. Es waren Soldaten. Der jungen Frau habe ich geholfen, eine Gans zu schlachten. Ich war damals 17 Jahre, ich hatte noch nie eine Gans geschlachtet. Es war für uns schon viel; aber man hat etwas gelernt.

Als wir dann weggegangen sind, Schmuck oder Geld hatten wir ja nicht, war mein Bruder sieben Jahre alt. Die

Frau vom *velitel* [Kommandant] hat ihn dann körperlich abgetastet und hat gesagt: „Nix, nix, gor nix.“ Und der Bub war dort gestanden und hat es erduldet. Sie hat wissen wollen, ob er was eingesteckt hat, denn wir hatten ja nichts mehr. Nach acht Monaten kein Geld und gar nichts. Und dann kamen wir mit einem Viehwaggon im Winter vom Bahnhof aus nach Bayern. In Domazlice durfte unser Zug nicht gleich einfahren, weil am Gegengleis ein Zug mit Kriegsgefangenen auf dem Weg zurück nach Polen war. Wenn wir gleichzeitig raus gekommen wären aus den Waggons, wäre es uns schlecht gegangen.

Wir sind nach Bayern gekommen als sogenannte Flüchtlinge. Die Bayern waren ja teilweise ausgebombt und hatten auch nichts nach sechs Jahren Krieg. Wir wurden ganz schön schief angeschaut als „Flüchtlinge“. Wir haben uns aufgerappelt und mussten alle arbeiten und mussten zusammenhalten. In Bayern war es halt auch so, wer gearbeitet hat, der ist vorangekommen. Wer Beziehungen gehabt hat, der tat sich auch leichter. Viele von den älteren Leuten, die zuhause Werte hatten, wie Bauernhof oder so, die sind hier niemals zur Ruhe gekommen und haben alles getan, um sich etwas zu schaffen.

Aber eines möchte ich noch sagen: 1938 waren in unserer Nachbarschaft tschechische Eisenbahner. Die hatten kleine Häuser. Ich weiß nicht, wer die gebaut hat, ich war da noch nicht so alt. Wir hatten guten Kontakt zu diesen Familien und 1938 – als diese Umstellung war, als die Staatsbediensteten zurückgeholt wurden ins Protektorat – hat mein Vater die Eltern eines Nachbarn unterstützt und hat denen geholfen, mit der Spedition Verbindung aufgenommen und sich gekümmert, dass die alles mitnehmen konnten, was in dem Haus gestanden hat. Ich habe sogar eine Postkarte zuhause, wo er sich bei meinem Vater für die Hilfe bedankt. Wir hatten wirklich guten Kontakt [zu den tschechischen Nachbarn]. Ich habe außerhalb einen langen Schulweg gehabt und ich hätte ja immer Angst haben müssen. Das war nicht der Fall. Wir haben uns unterhalten. Wir haben *dobrý den!* [Guten Tag!] und *dobrou noc* [Gute Nacht!] gesagt und hatten einen guten Kontakt und waren dann doch 1945 hilflos.

Das große erste Lager, das wir besucht haben, war die ehemalige SS-Kaserne. Das waren gemauerte Baracken über einem großen Standort mit Eingangswache usw., also wir waren irgendwie schon traurig. Man hat uns reingetrieben wie die Kühe von der Alm herab. Und dann kamen wir in diesen gemauerten Baracken in Räume, schmale Räume, ich nehme an von der Kaserne für zwei Mann gedacht. Da waren drei Familien drin. Eine Familie, meine Mutter mit meinem Bruder und mir, also drei Personen. Dann war eine Frau Bodack mit Zwillingen, die waren damals drei Jahre alt, einer großen Tochter, die war neunzehn oder zwanzig Jahre alt, und ein Sohn war dabei mit siebzehn Jahren. Dann mussten wir immer an einer

Stelle unser Essen abholen, und es gab mittags ja wirklich nur Kartoffelsuppe, wenig Kartoffeln, mit Gemüse, ohne Salz. Jeder bekam einen Schöpfer voll. Das war manchmal schlecht zu vertragen, weil man ja jeden Tag dieselbe Suppe bekam. Und das sieben Monate lang. Morgens und abends gab es eine Scheibe Brot, viereckig, ganz dunkel, sehr weich, und wir hatten natürlich nichts zum Draufstreichen. Dann bekamen wir braunen Zucker, den haben wir draufgestreut. Und von dem Kaffee, den es damals gab, haben wir draufgetropft, damit sich der Zucker auf dem Brot gehalten hat und es gut geschmeckt hat.

Ich war ja zu diesen Fahrern abgeordnet, wo ich der Frau helfen musste beim Kochen und Aufräumen. Und da war ein Fest: František. Ein großes Fest in Saaz. Und da gab es Gans und viel Klöße und Sahne – „Schmetten“, sagt man in Saaz – in der Soße. Es war wahnsinnig viel zu essen. Ich habe der jungen Frau gesagt, dass ich einen kleinen Bruder im Lager habe, und sie hat mir dann etwas für meine Mutter und den kleinen Bruder mitgegeben. Wir waren dann alle drei vierzehn Tage krank, weil wir das nicht vertragen haben, weil es zu fett war.

Wir waren Freiwild für die tschechischen Soldaten

VON FRIEDERIKE GÖTSCHEL, GEB. MOCKER AUS SAAZ

Ich bin 1927 geboren in Rudig, das ist in der Nähe von Saaz, und zwei Jahre später ist dann mein Vater nach Saaz und hat eine Autowerkstatt eröffnet. Übrigens auch eine Škoda-Vertretung. Ich hatte eine sehr schöne Jugend. Ich war – als Hitler einmarschiert ist – erst elf Jahre. Also, was habe ich da mit dem Regime zu tun gehabt? Und für mich war das eigentlich eine schlechte Zeit, weil meine beste Freundin Halbjüdin war, und ich habe dann erlebt, wie deren Vater in Theresienstadt umgekommen ist. Aber nachher, wie dann die Tschechen einmarschiert sind und die Russen, hat uns niemand gefragt, ob wir für die Regierung gewesen sind oder dagegen. Wir mussten auch ins Lager.

1945, am 13. Juni kam dann zu uns ein Tscheche mit Gewehr und hat uns einen Zettel in die Hand gedrückt – ich war damals 17 Jahre alt –, und wir konnten ein bisschen was mitnehmen, also für drei Tage Verpflegung. Wir kamen dann ins Lager, das war eine ehemalige Kaserne, und da wurden wir untergebracht. Mein Vater war im Krieg. Er war übrigens auch in der Tschechoslowakei damals. Er war bei der tschechischen Marine in Preßburg (Bratislava).

Wir kamen ins Lager und wurden zur Arbeit eingeteilt. Mein Vater kam erst später zurück. Ich hatte noch einen kleinen Bruder, er war fünf Jahre alt. Es war für uns fürchterlich. Wir sind dann nie mehr in unsere Wohnung zurückgekommen und wurden zu Arbeiten eingeteilt. Wir jungen Mädchen in die Küche zum Kartoffelschälen, und dann später – meine Mutter konnte recht gut kochen – hat meine Mutter gekocht, und mich haben sie dann zum Bedienen geholt. Es war eine sehr schlimme Zeit, aber wir haben es überstanden und kamen dann, 1946 erst, mit dem ersten Transport nach Bayern. Es war eine schlechte Zeit. Ich war damals jung, ich war froh, dass ich frei war.

Für meine Eltern war das ganz schlimm. Keine Existenz, noch nicht einmal ein Bett, in das man sich legen konnte. Aber wir haben es dann doch geschafft.

Was soll ich erzählen? Ich habe dann in Nürnberg geheiratet, und jetzt geht es mir gut. Ich bin zwischenzeitlich zweimal Witwe. Aber die Heimat kann man nicht vergessen, und es soll nie wieder Krieg kommen und kein Hass. Ich habe zum Beispiel nie Hass empfunden gegen einen Menschen. Aber dass die das mit uns gemacht haben, war ganz schlimm. Und so etwas soll nie wieder vorkommen.

Meinen 18. Geburtstag habe ich im Lager gefeiert, und wir waren so quasi auch Freiwild für manche tschechische Soldaten oder die Lagerleiter. Mich wollten sie erschießen. [Das kam so:] Da kam ein tschechischer Offizier, und ich sollte unbedingt mitgehen, aber ich wollte nicht, weil ich wusste, was mir blüht. Ich habe mich dann versteckt, aber meine Mutter sagte, komm her, du musst mitgehen. Er hat mir dann die Pistole an die Schläfe gesetzt. Und da hat sich meine Mutter vor mich hingekniet und hat gesagt: „Du musst mitgehen, du wirst es schon überstehen.“ Der Lagerleiter hieß damals Marek. Aber wie der Offizier hieß, das weiß ich nicht. Ich musste dann ja mitgehen.



Friederike Götschel,
geb. Mocker aus Saaz
(Foto: Förderverein Saaz)

Wir fuhren Sand in den Hof, um die Blutlachen zu überschütten

VON OTTOKAR KREMEN AUS KOMOTAU

Ich kam von der Wehrmacht am 7. Mai 1945 nach Hause und konnte nicht in meine Wohnung, weil sie von russischen Offizieren belegt war¹. Ich ging deshalb zu meiner Schwägerin nach Gersdorf, Kreis Komotau (Chomutov), um mich dort mit meiner Frau aufzuhalten, bis meine Wohnung frei war. Ich ging in meine Wohnung, um etwas Wäsche und Kleider zu holen. Dort angekommen, entschuldigten sich die Offiziere und verwehrt mir nicht die Mitnahme meiner Kleider und Wäsche. Ich kam mit einem Fahrrad gefahren, doch während meines Aufenthaltes in meiner Wohnung wurde mir das Rad gestohlen. Als die Offiziere bemerkten, was geschehen war, ging einer von ihnen, ein Major, mit mir auf die Straße und fing einen russischen Soldaten ab, welcher auf einem Sachs-Motorrad angefahren kam. Diesem nahm er das Motorrad ab und übergab es mir als Ersatz für das Fahrrad. Er stellte mir ein in russischer Schrift verfasstes Schreiben aus, damit ich unbehelligt die Absperrposten der Russen passieren konnte. Ich hatte auch bei keinem russischen Posten einen Anstand und kam mit dem Kraftrad in Gersdorf gut an. Die Offiziere bemerkten [erklärten], dass sie in längstens drei Wochen abziehen und ich dann wieder in meine Wohnung zurückkehren kann. Doch die Sache kam anders:

Am 3. Juni 1945 kamen neun Tschechen in meine vorübergehende Wohnung bei meiner Schwägerin in Gersdorf. Die Tschechen trugen bis auf einen Zivilkleidung, welchem aber am ersten Blick anzusehen war, dass sie gestohlen war, denn keinem passte weder Rock noch Hose. Nur einer trug eine Gendarmerieuniform (Stabskapitän), welche man als sein Eigentum ansehen konnte, denn sie passte ihm. Sie durchsuchten meine Wohnung, und andere der Abteilung durchsuchten das ganze Haus. Sie nahmen alle die Kleider und Wäsche an sich, welche mir die Russen freigegeben hatten, sowie alle Kleider meiner Schwägerin und sämtliche Lebensmittel. Die Kaninchen, welche im Stall waren, schossen sie nieder und ließen sie liegen. Ich musste mich ausziehen und wurde untersucht, ob ich nicht bei der SS war. Als man nichts fand, wurde ich gefragt, ob ich Mitglied der NSDAP oder der SA war; als ich die Fragen verneinte, wurde ich ins Gesicht geschlagen, dass mir das Blut aus Nase und Mund floss. Als sie alles beisammen hatten, was sie mitzunehmen gedachten, darunter auch das Motorrad, welches ich von dem russischen Major bekommen hatte, musste der Sohn meiner Schwägerin die Ochsen einspannen und die Sachen zur Straße fahren. Ich selbst musste auch mitgehen. Ich wurde in ein dort im



Rathaus in Komotau, um 1925 (Foto: Regionalmuseum Komotau)

Ort befindliches Gasthaus geführt. Es wurden sofort alle Männer herbeigeholt, und nun begann ein regelrechtes Selbstschlagen, einer [ein Deutscher] musste den anderen schlagen oder ohrfeigen.

Von dort aus kam ich in das Polizeigefängnis in Komotau (ehemaliges Hotel Weimar). Der 3. Juni war ein Sonntag. Ich kam in eine Zelle, in welcher für zwei Mann Platz war. Wir waren in dieser Zelle sechzehn Mann, darunter ein elfjähriger Junge, dessen Eltern in einer anderen Zelle untergebracht waren. Ich merkte mir die Namen der Insassen nicht alle, aber einen, den ich im Privatleben gut kannte, war der Lehrer Kny aus Sporitz (Spořice). Der elfjährige Junge war der Sohn des Ingenieurs Merden aus der Glockengießerei Herold in Komotau. Sohn und Vater wurden später im Lager erschossen und liegen auf einem Trauschkowitz Feld verscharrt. Die Mutter blieb weiter im Lager. So waren wir in diesem Polizeigefängnis bis Donnerstag ohne Nahrung und Wasser.

Endlich am Donnerstagnachmittag kam eine Änderung in unsere Lage. Wir wurden alle mit dem Gesicht zur Wand auf dem Hof des Gefängnisses aufgestellt. Es war nur gut, dass ich tschechisch konnte und so alle Vorhaben und Besprechungen, welche die Tschechen untereinander führten, verstand und meinen Leidensgenossen mitteilen konnte. Wir wurden einer nach dem anderen von einem Gendarmerieleutnant verhört. Als ich an die Reihe kam, fragte ich den Leutnant, warum man mich hier einsperrt. Dieser gab mir zur Antwort: „Ich habe Sie nicht hereingebracht und kann Sie auch nicht entlassen.“ Als wir alle verhört waren, wurden wir im Hof vier Mann und vier Mann aufgestellt, um abtransportiert zu werden. Einer der Tschechen hielt eine Hitlerbüste in der Hand und forderte alle auf, beim Vorbeimarschieren so zu grüßen, wie es Adolf (Hitler) verlangte, und ein anderer dieser Tschechen postierte sich auf die andere Seite mit einer Maschinenpistole. Ich verstand, wie der Tscheche mit der Hitlerbüste in der Hand dem anderen zurief: „Wenn einer die Prätze hebt, sofort darauf zu schießen!“ Unter Prätze ist die Hand gemeint. Ich konnte noch die anderen verständigen, dies nicht zu tun, und ohne einen Blick zu dem Tschechen mit der Hitlerbüste marschierten wir zum Tor hinaus. Selbstverständlich waren die Posten, welche uns führten, erbost, dass es ihnen nicht gelungen war, einen von uns soweit zu bringen, die Hand zu erheben und so auf uns zu schießen.

Wir wurden unterwegs mit Fußtritten und Peitschenhieben traktiert, weil wir angeblich nicht richtig marschierten. Wir kamen in ein Lager, es war die alte Glashütte in der Nähe des Städtischen Guts Hofes von Komotau. Dort angekommen, mussten wir uns in einem Glied aufstellen und drei Schritte Abstand voneinander nehmen. Erst mussten wir unsere Taschen entleeren, alles vor uns hinlegen, um uns dann nackt auszuziehen. Als wir ausgezogen waren, untersuchten die Lagerposten unsere Taschen. Wehe dem, der noch etwas in den Taschen hatte – und wenn es ein ganz kleines Stück altes Papier war! –, der bekam gleich ein paar Peitschenhiebe oder einen derartigen Kinnhaken, dass er kaum seinen früheren Platz fand. Denjenigen, die gute Kleider oder Wäsche oder Schuhe hatten, wurden

diese Sachen abgenommen und sie bekamen Kleider von Leidensgenossen, welche bereits erschlagen oder zu Tode gemartert waren. Die Kleider waren entweder aufgerissen oder mit Blutflecken befleckt.

Wir kamen dann in einen großen Raum, in welchem insgesamt 78 Mann waren, darunter Herr Rafler-Müller aus Neudorf/ Biela, Waffenhändler Böhm und andere, deren Namen ich mir nicht merkte. Der Raum war mit Ziegeln gepflastert und mit einem Dach von Dachpappe gedeckt. Er hatte ein einziges Fenster, an welchem den ganzen Tag ein Posten stand und uns im Raum beobachtete. Es war dort eine Hitze wie in einem Backofen. Keiner hatte Bett noch Decke, geschweige ein Strohlager. Wir mussten auf den Ziegeln liegen.

Den ganzen Tag von früh sechs Uhr bis abends zehn Uhr wurde ununterbrochen auf tschechisches Kommando exerziert. Es waren darunter Greise von siebzig bis achtzig Jahren, und [die] mussten auch alles so mitmachen. Eines Tages gefiel dem Posten das Exerzieren nicht und er sagte: „Na, was ist? Wenn es nicht besser geht, werde ich es euch beibringen.“ Gesagt, getan, er nahm immer neun Mann heraus auf den Hof zum Exerzieren, aber wehe, wenn sich einer nach der falschen Seite drehte, dann wurde er mit einer Lederpeitsche in die richtige Richtung gewiesen, nachher kam ein Dauerlauf unter Hieben der Lederpeitsche. Viele kamen herein und brachen zusammen und baten, man möge sie erschlagen, aber dessen ungehindert ging der Zauber weiter.

Am Abend betrat der Lagerkommandant unseren Raum und fragte, ob doch keiner darunter sei, welcher



Marktplatz von Komotau, um 1925 (Foto: Regionalmuseum Komotau)

das tschechische Kommando gut kenne. Als sich niemand meldete, erhob ich die Hand und meldete mich. Der Lagerkommandant frug mich, ob ich gut tschechisch kann, ich bejahte und er übertrug mir das Kommando. Ich bat ihn zugleich, ob es gestattet sei, mit den Insassen einen Unterricht in tschechischer Sprache abzuhalten. Der Kommandant willigte ein und wir hatten so eine Zeit das Exerzieren vom Hals, denn bei dem Unterricht war es gestattet, zu sitzen, zwar nur auf dem Ziegelboden.

Während dieser Zeit hatten wir täglich als Verpflegung 100 Gramm Brot, eine Tasse Kaffee, früh und mittags nichts, abends wieder 100 Gramm Brot mit einer Tasse



Gebäude im Werk Glashütte 2006 (Foto: Privataarchiv E. Vacek)

Kaffee. Oft wurden wir in der Nacht aufgejagt, mussten in strammer Haltung stehen und uns von jedem Ziviltschechen alle Schikanen und Quälereien gefallen lassen. Eines Nachts kam ein Trupp Tschechen, darunter ein Gendarm, und wir mussten uns in drei Reihen aufstellen mit drei Schritten Abstand, dann gingen die Tschechen von einem zum anderen und frugen, ob der Betreffende bei der Partei oder SS oder SA war. Wehe dem Unglücklichen, wenn er bei einer der Gliederungen oder Partei war. Diese mussten in den Hof unter Peitschenhieben laufen.

Bis alle durch waren, verließen die Tschechen den Raum und wir konnten uns niederlegen. Von Schlaf war nicht mehr die Rede, denn wir waren alle zu aufgereggt und wussten nicht, was im nächsten Augenblick passiert. Kurz darauf hörten wir das Rattern der Maschinenpistolen, es war im Morgengrauen, da fuhr ein LKW an unserem Fenster vorbei, welcher die Leichen der Erschossenen auflud, es waren aus dem ganzen Lager 78 Mann. Gleich am Morgen nach dem Aufstehen musste ich mit drei Mann einen Schubkarren holen, und wir fuhren Sand in den Hof, um die Blutlachen der Unglücklichen zu überschütten. Wir brauchten 18 Schubkarren voll Sand, denn sie mussten

ganz voll geschaufelt werden, um die Blutflecken nur zu überspritzen. Später kam der LKW zurück, und ich musste diesen Wagen waschen, denn er war ganz voll Blut. Wie ich von den Posten erlauschte, sind die Leute auf einem Trauschkowitz Feld verscharrt worden. Unter diesen Toten befand sich der schon genannte Ingenieur Merden aus der Herolder Glockengießerei und sein elfjähriger Sohn, während seine Frau noch im Lager war.

Eines Tages kam der Befehl, dass das Lager frei gemacht wird und die Insassen alle über die Grenze zum Russen kommen. Es wurde ein Transport zusammengestellt und es ging ab. Am Abend erfuhr ich vom Lagerkommandanten, welcher ein Stabskapitän der Gendarmerie war, dass alle nach dem berüchtigten KZ Maltzborn gekommen sind. In dem Lager in der alten Glashütte blieb zurück ein Doktor namens Lockwenz aus dem Komotauer Kreis-krankenhaus, ein Ingenieur, ein Österreicher, welcher während der Hitlerzeit viel Gutes den tschechischen Arbeitern tat – denn dies war im Lager bekannt, es besuchten ihn solche Tschechen und brachten ihm Rauchwaren [Tabakwaren] als Anerkennung, aber frei ließ man diesen Mann nicht –, ein gewesener Stabskapitän aus der ČSR-Wehrmacht, ein Jugoslawe, ein Postbote namens Havel aus Görkau und ich. Wir frugen einen Posten, welcher etwas zugänglicher war, was mit uns geschehen wird, dieser sagte: „Ihr wart bei keiner NSDAP und ihr werdet entlassen.“ Die Entlassung kam aber nicht, der Österreicher und der Serbe kamen mit Posten nach ihren Heimatländern und wir anderen verblieben dort im Lager.

Es waren kaum acht Tage vergangen, und der Stand der Insassen wuchs auf 360, davon 78 Frauen, an. Es kamen folgende Insassen, deren Namen ich mir merkte: Herr Mader, Direktor der Mannesmann-Röhrenwerke Komotau, aus demselben Werk Herr Ingenieur Vierlinger, ein Herr Dr. Meier, der Großkaufmann von Komotau, Herr Taud, der Direktor der Fürstlichen Domänenverwaltung Rothenhaus-Görkau, der Wurstfabrikant Herr Mittelbach [aus] Komotau (wurde im Lager zu Tode gemartert), Herr Müller, Steinbruchbesitzer [aus] Komotau-Oberdorf, der Pfarrer von Eidlitz bei Komotau, ein Heger von Natschung (wurde ebenfalls erschlagen) und viele andere Persönlichkeiten, deren Namen mir nicht einfallen. Wir wurden nach dem neuen Zuwachs in Arbeitskolonnen für ČSD (tschechische Bahn) in Komotau eingeteilt und mussten das bombardierte Heizhaus von Trümmern räumen. Ein Ingenieur Sturm aus Komotau war auch dabei.

Ich ging zu diesen Arbeiten mit als Dolmetscher, um die Befehle der Bahnmeister bzw. Partieführer an die Leidensgenossen zu übermitteln. Es waren viele dabei, welche nie in ihrem Leben eine solche Arbeit verrichtet hatten und sie wurden von der Bahnpolizei, welche die Überwachung der Kolonnen hatte, mit der Peitsche dazu

angetrieben. Bei diesen Arbeiten bekamen wir zu Mittag noch eine Suppe von Sojaschrot ohne Salz und jeglicher anderen Zutat, außer früh und abends 100 Gramm Brot und der Tasse Kaffee. Floh ein Insasse, so kam der Führer der Partie, der auch ein Lagerinsasse war, auf die Schaukel (Folterraum). Am Ende komme ich noch eingehend auf diese Martermethode zurück. Viele Insassen konnten nicht einmal mehr nach Hause gehen, so z. B. der Herr Mittelbach von Komotau. Der war so geschlagen worden, dass sein Gesicht stahlblau war und er niemanden kannte oder wusste, wo er sich befand, er war ganz von Sinnen. Seine eigene Tochter hat ihn im Vorbeimarschieren vom Bahnhof nicht erkannt, und wer ihn kannte und nicht wusste, dass er es ist, erkannte ihn auch nicht wieder, so zugerichtet war dieser Mann.

Ich lernte am Bahnhof einen jungen Bahnmeister kennen, welchem eine Dreizimmerwohnung in Komotau, Klingergärten, zugewiesen wurde, und der sie nicht bezog. Er sagte mir oft: „Wohin wird das führen, ich nehme hier keine Wohnung, denn in dieser ist alles gestohlen.“ Das ist aber auch der Einzige, den ich in dieser Weise kennen lernte, er gab uns später zwei Wagen voll Kartoffeln fürs Lager, um sie für die Insassen zu verkochen. Er brachte auch manchem Insassen Brot und verschenkte seine Mittagsportion.

Die Bahnpolizei fand ihren Spaß daran, wenn einer bei der Arbeit zusammenbrach, ihn in einen mit Wasser gefüllten Bombentrichter zu werfen und lachte, wenn der Arme schlammbedeckt an die Wasseroberfläche kam. Wir waren oft froh, wenn wir arbeiten gehen konnten und hatten Angst vor dem Sonntag, denn an Sonntagen war die Marter durch die Lagerposten und Ziviltschechen aus der Stadt an der Tagesordnung, sogar in der Nacht wurden oft Leute herausgeholt, um sie zu quälen. Das Beispiel eines Sonntags im Lager: Vormittags kamen Ziviltschechen ins Lager, auch Frauen, und suchten sich ihre Opfer heraus, welche durch Schläge ins Gesicht mit dem Schuhabsatz misshandelt wurden, oder [sie] ließen sie von anderen [Deutschen] schlagen. Schlug der Betreffende nicht so hin, wie sie wollten, dann bekam der andere von den Tschechen einen Schlag, auch manchmal mit Schlagringen.

Ein jeder, ob Mann oder Frau, der bei einer der Gliederungen der NSDAP war, oder deren Söhne oder Männer bei einer solchen waren, wurden gleich nach der Leibesvisitation in die Folterkammer geführt. Dies war ein Raum, in welchem sich jeder nackt ausziehen musste und dann von acht Posten mit ihren Schlaginstrumenten geschlagen wurde. Dann wurde er in den Aufenthaltsraum geführt und musste an der Wand stehen und mit der Nase ein Blatt Papier gegen die Wand halten. Wehe, es fiel zu Boden und der Posten bemerkte es, dann gab es Kinnhaken und Ohrfeigen. Eines Tages wurde die ehema-

lige städtische Polizei eingeliefert, diese wurde selbstverständlich auch wie die anderen Folterkandidaten jeden dritten Tag geschlagen. Einer der ehemaligen Polizeimänner, ein ziemlich großer starker Mann, griff nach dem ersten Hieb, den er erhielt, nach dem Hals eines der Posten. Der in der Nähe stehende andere Posten schoss ihn sofort nieder. Es wurde für einige Tage die Folterei eingestellt.

Oben in der Traverse wurde ein Klobenrad eingebaut, über welches ein Strick gezogen wurde. An einem Ende wurde eine Schlinge gemacht, durch welche die armen Menschen ihre Hände stecken mussten, um sie dann fest zuzuziehen, und das andere Ende wurde, nachdem der Mann hochgezogen war, an einer Säule festgebunden, um zu erreichen, dass der Geschlagene nicht auf die Posten losgehen kann. Oft blieben die Armen hängen oder man ließ sie am Boden liegen.

Diejenigen, welche zwei oder gar schon dreimal geschlagen waren, hatten eiternde Wunden. Der Eiter lief durch Hemd und Jacke. Die Rücken der armen Menschen waren mit Fliegen übersät und stanken fürchterlich. Man gab sie zwar separat in einen kleinen Raum, die sogenannte *marodka* [Krankenrevier], aber von Heilen war keine Spur. Waren es circa acht oder zehn Personen, die auf dieser *marodka* lagen, dann mussten sich die Geschlagenen, also die sich kaum bewegen konnten, ein zwei Meter tiefes Loch von sechzig Zentimeter Breite graben. Abends, als das Loch fertig war, wurden sie hingestellt, und der erste musste sich in das ausgehobene Loch (Grab) legen. Erst wenn er darin lag, wurde auf ihn von oben geschossen. Auf diesen Toten legte sich der Zweite, der ebenfalls von oben erschossen wurde, und so ging es fort, bis das Grab voll war. Einmal war noch für einen Platz, da holte man eben eine Frau von 67 Jahren, welcher die Haare abgeschnitten wurden. Sie wurde geschlagen, weil sie nicht sagte, wo sich ihr Sohn aufhielt, und sie musste sich auf die bereits Erschossenen legen, um auch so wie die anderen erschossen zu werden.

Ich finde keine Worte, um zu schildern, wie Leute aussahen, die zweimal geschlagen wurden. Ich sah einen Angehörigen der Waffen-SS, welcher bereits zweimal geschlagen worden war. Abgesehen vom Körper, der ganz zerschlagen war, war sein Geschlechtsteil im Durchmesser 8-9 cm dick angeschwollen, vollständig mit Blut unterlaufen und die Hoden begannen zu eitern. Bis zum After war alles voll mit Eiter, er stank fürchterlich. Und dies alles nur, weil er ein Deutscher war und Angehöriger der SS.

Tagtäglich kamen mehr und mehr dazu. Die [Polizei] brachte die Leute von draußen schon halb tot ins Lager. Einmal brachten sie einen schwerverwundeten Letten, welcher zur Genesung im Lazarett gelegen hatte, in der Krankentragbahre mit Hemd und Unterhose bekleidet. Er konnte schlecht Deutsch. Da ich ihn ausfragen muss-

te, sagte er mir, dass er bedaure, nicht gewusst zu haben, was die SS bedeute; er hatte sich zum Mitkämpfen gemeldet und war zur SS gekommen, ohne es gewusst zu haben. Dieser arme Mensch wurde am selben Abend noch erschossen.

Später kamen auch Offiziere der tschechischen Wehrmacht und suchten sich Opfer im Lager. Es wurde ein alter, ehemaliger pensionierter deutscher Oberst gefunden, der vom Jahre 1918 bis 1924 im tschechischen Militär Dienst tat und von dort aus pensioniert wurde; dieser wurde buchstäblich zu Tode geprügelt. Fotograf Schuster von Komotau und der Klavierbauer Lutz wurden auch im Lager erschlagen. Weiters der städtische Geometer, er hatte einen polnisch klingenden Namen. Einmal kam auch eine Anzahl tschechischer Offiziere und beanstandete den Lagerkommandanten, dass er die ehemalige städtische Polizei noch lebend im Lager habe und sagte: „Räumt sie doch weg, das Gesindel!“ Er sagte es tschechisch, aber ich habe es verstanden.

Ich war auch eine Zeit lang in der Küche. Am Küchentisch war nichts als Sojaschrotsuppe ohne Salz, und abends, wie schon erwähnt, Kaffee und Brot, aber im Magazin schimmelte die Butter, Margarine, Nudeln, Graupen

und andere Lebensmittel. Jeder Posten, auch der Kommandant, fuhr mit vollen Koffern in gestohlenen Autos nach Hause und nahm Lebensmittel, Kleider, Wäsche und andere Sachen mit. Die Angehörigen der Lagerinsassen brachten Wäsche für die Väter und Söhne, auch Brot oder Esswaren. Der Posten am Tor übernahm die Sachen, diese wurden ins Wachzimmer gebracht, untersucht und wenn gute Wäsche dabei war, teilten sie die Posten untereinander auf, die Esswaren ließ man vertrocknen oder von den Posten verzehren. Erst ganz zum Schluss bekamen die Frauen abends ihr Brot geschmiert mit Margarine und in die Suppe kam Salz, noch später ließ sich der Kommandant dazu erweichen, in der Suppe einmal in der Woche Pferdefleisch mitzukochen.

So ging es, bis wir in das gewesene Ciprianer-Lager nach Oberdorf übersiedelten. In diesem Lager musste ich mich einer Operation unterziehen und durfte dann dort bleiben. Nachdem ich geheilt war, reifte in mir der Plan zur Flucht, den ich auch durchsetzte.

Und so etwas hat die zivilisierte Welt, noch dazu die demokratische, unterzeichnet, bewusst totgeschwiegen und uns im Rundfunk als „Befreiung“ prophezeit!

ANMERKUNGEN

1. Die Aussage von Ottokar Kremen wurde nach Auskunft von Hedwig Gemmrig (Heimatkreis Komotau) 1996 auf Veranlassung von Ottmar Kreißl (†) in das „Komotauer Jahrbuch“ (Nr. 1, S. 79) aufgenommen. Weitere Angaben zu seiner Person gibt es nicht, da er nicht bei der

Sudetendeutschen Landsmannschaft registriert ist. Sein Bericht wurde jedoch von einem weiteren Zeitzeugen, der Kremen im tschechischen KZ Glashütte erlebt hat, teilweise bestätigt.

Wir haben gedacht, hier geht es zu einem Arbeitseinsatz zur Ernte

VON FRANZ MÜLLER AUS KAADEN

Geboren bin ich am 21. Februar 1928 in der Ortschaft Fünfhunden im Duppauer Gebirge bei Kaaden (Kadaň). Hier lebte ich auch bei Kriegende¹. Am 2. August 1945 wurde ich verhaftet, am Tag der Unterzeichnung des Potsdamer Abkommens. Alle Jugendlichen mussten sich damals bis Mittag am Gemeindeamt melden. Wir wussten nicht, was uns erwartet und so haben wir alle diesen Aufruf befolgt, denn wir haben gedacht, hier geht es zu einem Arbeitseinsatz zur Ernte. Als wir dort ankamen und sahen tschechische Soldaten, befürchteten wir das Schlimmste. Wir waren ungefähr fünfzehn, alle wurden wir ohne irgendwelche Beschuldigung geschlagen. Wir mussten mit angelegten Händen stramm stehen. Sie schrien auf uns, dass wir Hitlerjungen sind und haben angefangen, uns mit Kabelenden zu schlagen. Als wir geschwollene Hände und blutige Backen hatten, versuchten sie, uns mit Taschenmessern die Haare abzuschneiden. Aus dieser Gruppe wurden noch vier Jugendliche ausgesucht, mit denen sie noch weiteres vorhatten. Zu denen gehörte auch ich.

Draußen auf der Straße stand ein Wagen, bei dem Pferde eingespannt waren, in ihm saßen schon Tschechen mit entscherten Maschinenpistolen. Wir mussten uns beiderseits des Wagens aufstellen, und mit den Worten: „Das ist Sport!“ ging es im Dauerlauf durch den Ort in Richtung Kaaden. Im Ort Weinern, der bereits von der tschechischen Armee besetzt war, blieben wir am Gemeindeamt stehen. Den Eltern von Kurt Ritz, der auch unter uns war, ist es gelungen, durch eine antifaschistische Bescheinigung ihren Sohn frei zu bekommen, so dass wir nur mehr drei geblieben waren, als wir in der Kaserne in Kaaden ankamen. Dort waren viele tschechische Soldaten, die uns wiederum schlugen. Danach sperrten sie uns einzeln in eine Zelle.

Am nächsten Tag war Wachwechsel. Ein Tscheche war bei unserem Anblick sichtlich erschüttert. Er führte uns zu einer Wasserleitung, damit wir die Möglichkeit hatten, das Blut abzuwaschen, gab uns einen Napf Kaffee und ein Stückchen Brot. Das war das erste Essen, das wir bekamen. Abends bekamen wir die gleiche Portion und Mittag eine schwache Suppe, in der einige Gemüsestücke schwammen. Das war unsere tägliche Verpflegung.

Wir waren in einem Raum im Erdgeschoss untergebracht mit Fenstern zur Straße und schliefen auf dem nackten Boden, der Gott sei Dank aus Holz war. Für unsere Notdurft stand ein Kübel zur Verfügung. In den folgenden Tagen füllte sich der Raum mit weiteren Jugendlichen. Durch das Fenster zur Straße beschimpften uns tschechische Zivilisten, „deutsche Schweine“ und „Huren“

und bespuckten uns durchs Fenster. Wenn die Wache bei der Tür erschien, mussten wir stramm stehen und Meldung machen. Da ich etwas tschechisch konnte, fiel mir diese Aufgabe zu. Der Text der Meldung war mir vorgeschrieben. Ich musste zuerst melden, wie viele „deutsche Schweine“ anwesend sind und dass ich das größte Schwein bin. Später änderte sich das, und von Hitlerjungen und deutschen Schweinen wurden wir zu Werwölfen, und so musste ich melden: „Hier sind Werwolfshuren, und ich bin die Haupthure.“ Von dieser Zeit an nannten sie uns „Werwölfe“, und wir wurden als extra gefährliche Bestien eingereiht, gleich nach den Angehörigen der SS, soweit sie noch lebten. Die Angehörigen der SS mussten jeden Vormittag bis zum Umfallen im Kasernenhof marschieren. Wir mussten hinter ihnen marschieren oder am Bauch kriechen. Dabei wurden wir mit der Peitsche am Rücken geschlagen. Unsere Rücken hatten schon alle Farben. Dazu haben sie sich sadistische Spezialbehandlungen ausgedacht. Anschließend mussten wir uns noch bei den Peinigern dafür bedanken.

Täglich kamen weitere Jugendliche aus verschiedenen Ortschaften unseres Landkreises dazu, auch eine Gruppe aus Podersam, welche uns schlimme Sachen erzählte. Bei den Neuen war auch Franz Runtsch aus Radonitz (Radonice u Kadaně). Weil er sehr gut tschechisch sprach, wurde er unser Dolmetscher.

Es kam der Sonntag, als plötzlich ein tschechischer Offizier in perfekter Uniform mit einer Aktentasche unter dem Arm in der Tür stand. Nachdem ich die Meldung gemacht hatte, befahl er mir herauszukommen zum Verhör. Das Verhör fand in einem speziell dafür hergerichteten Raum statt. Beim Tisch saßen zwei oder drei Offiziere, welche für das Verhör verantwortlich waren, und daneben der Protokollführer mit einer Schreibmaschine. Auch ein Schlägerkommando, bestehend aus drei Soldaten, war anwesend. Die erste Frage lautete: „Wann bist du in die Hitlerjugend eingetreten?“ Da ich mich aber an ein so



Franz Müller (Foto: Heimatkreis Kaaden)

nebensächliches Datum nicht erinnern konnte, fiel sofort die Bemerkung: „So, du Schwein willst lügen!“ Worauf ich mich nackt ausziehen und auf einen Tisch legen musste. Das Prügelkommando trat nun in Aktion. Einer von ihnen legte sich auf meinen Rücken, damit ich mich nicht wehren konnte; der zweite stopfte mir meine Socken in den Mund, damit ich nicht schreien konnte. Meine Fersen bearbeiteten sie nun mit einem Gummiknüppel. Ich befreite mich von diesen Quälereien, indem ich den Soldaten, der auf mir lag, abschüttelte. Danach schlugen sie mich mit einem Holzknüppel. Jedes Mal wenn ich auf eine Frage nicht antworten konnte, gab der Offizier mit einer Daumenbewegung den Befehl zum Weiterschlagen. Die Hauptfrage betraf meine Zugehörigkeit zur Organisation Werwolf, was ich selbstverständlich bestritt. Ich habe überhaupt nicht gewusst, ob diese Organisation tatsächlich existiert.

Damit sie mein Geständnis erreichen, haben sie sich etwas Besonderes einfallen lassen. Der stärkste von meinen Peinigern nahm meinen Kopf zwischen die Beine und schlug mit der flachen Seite des Bajonetts auf meinen nackten Rücken. Bei jedem Schlag platzte meine Haut, so dass der ganze Rücken blutig war. Dabei wurde ich bewusstlos. So steckten sie mir jedes Mal den Kopf in einen Eimer mit kaltem Wasser. Weil ich stets auf meiner Wahrheit bestand, traten sie mich mit den Stiefeln. Ich dachte, dass sie mich zu Tode treten. Nun war ich bereit, alles zugeben. Dann führten sie einen Jungen herein, von dem jeder wusste, dass er geistig krank war, welcher bestätigte, dass jedes Mitglied der Hitlerjugend gleichzeitig Angehöriger des Werwolfs ist. So habe ich weiter keinen Widerstand geleistet. Mit der Bemerkung, dass ich anderntags erschossen werde, warfen sie mich auf die Treppe zum Verhörleiter im Erdgeschoss. Danach haben mich die Kameraden auf einen von drei Strohsäcken gelegt; die anderen nur leicht Verletzten mussten am Boden liegen, denn unsere Gruppe war auf achtzig Jugendliche angewachsen.

Am folgenden Tag erschien einer meiner Peiniger mit der Frage: „Wo ist der Große?“ Damit war ich gemeint, denn ich maß 189 Zentimeter. Dann sagte er auf Deutsch: „Was, du Schwein lebst noch? Ich dachte, du schon schießen, du schon lange tot.“ Anscheinend trauten sie sich nicht, mich Siebzehnjährigen ohne Grund zu erschießen. Später kam mein ehemaliger Turnlehrer, der auch in der Kaserne interniert war, mit einem Wachposten, dass er mich pflegt. Das einzige, was er zur Verfügung hatte, war eine Rolle braunes Toilettenpapier, und damit versuchte er meine Wunden abzudecken. Das war die einzige medizinische Behandlung, die mir zuteil wurde. Noch Jahrzehnte später blieben auf meinem Rücken sichtbare Narben.

Nach Beendigung des Verhörs mussten wir die Protokolle unterschreiben. Den Inhalt konnten wir nicht kontrollieren, das war auch nicht in deren Sinn. Der Dol-



Kaaden mit Egerbrücke (Foto: Förderverein Saaz)

metscher sagte uns, dass wir zur Strafe zu einer nutzbringenden Arbeit kommen, wahrscheinlich in ein Stahlwerk. Einige Tage später wurden wir mit dem Zug ins Lager des Betriebes PZS nach Kladno gebracht. Schon am Bahnhof „begrüßte“ uns eine große Menge Zivilisten, welche uns beschimpften, bespuckten und mit Steinen nach uns warf. Wahrscheinlich wurde die Ankunft dieser „Werwolfgruppe“ schon vorher signalisiert. Nur durch den Schutz des Militärs kamen wir sicher ins Lager. Dort erwarteten uns furchtbare Zeiten.

Die Inhaftierung der Jugendlichen in der Kaserne in Kaaden konnte auf keinen Fall eine spontane Aktion sein, aber eine gezielte Handlung damaliger Amtsführung mit der Unterstützung der Armee und der örtlichen Funktionäre. Denn diese Vorkommnisse mit den Jugendlichen haben sich im ganzen Landkreis systematisch abgespielt, und die Verhörprotokolle wurden unter der Regie von Offizieren der tschechischen Armee erstellt. Auch die generelle Anklage, dass die Hitlerjungen gleichzeitig der Organisation Werwolf angehört haben, wurde durch Gewalt und Folter erpresst². Alles, auch unser Abtransport nach Kladno, war von der Staatsmacht organisiert. Der Öffentlichkeit wurden wir als gefährliche Bestien des rassistischen „Werwolf“ präsentiert, auch wenn wir damit nichts gemeinschaftlich hatten, und die meisten von uns eigentlich noch Kinder waren.

ANMERKUNGEN

1. Franz Müller hatte 1944 ein Ingenieurstudium an der Bauschule für Wasserwirtschaft und Kulturtechnik in Eger begonnen. Nach der Vertreibung im August 1946 setzte er dieses Studium in Schleusingen (Thüringen) fort und studierte anschließend Bauingenieurwesen an der TH Dresden. Nach einer Dozententätigkeit wurde er Leiter des Straßenbaulabors in Schleusingen, wo er bis zur Pensionierung tätig war.

2. Unter diesem Gesichtspunkt muss man die tschechischen Untersuchungsberichte dieser Zeit lesen. Siehe S. 63 und 50.

Die Tschechen könnten sagen: „Es ist geschehen, und es tut uns leid“

VON CHRISTIANE BRÜCKNER, GEB. MÜLLER AUS TOTZAU

Ich heiße Christiane Brückner, geb. Müller. Ich bin achtzig Jahre alt, 1924 in Totzau (Tocov) geboren, elf Kilometer von Duppau (Doupov) entfernt, und bin Ärztin für Allgemeinmedizin. Ich habe in Duppau die Oberschule, das Gymnasium, besucht, habe in Duppau die Matura¹ gemacht und habe dann in Prag an der Karlsuniversität mit dem Studium begonnen. Wir mussten dann allerdings das Studium unterbrechen, weil wir wieder zum totalen Kriegseinsatz mussten. Dann kam 1945, und wir erlebten die schlimmen Ereignisse, die sich auch in Duppau abgespielt haben, aber da war ich nicht zugegen, sondern habe nur eine Aufzeichnung von einem Mann, der in Duppau im Gefängnis war und die ganzen Ereignisse niedergeschrieben hat. Diese Aufzeichnungen übergebe ich heute².

Ich selbst war Zeuge in Totzau. Totzau ist ein kleiner Ort, liegt etwa 600 m hoch im Duppauer Gebirge. Er hat etwa 600 Einwohner gehabt. Dort spielten sich 1945 sehr schlimme Ereignisse ab. Ich war Zeugin, wie vor unseren Augen zwanzig Männer aus dem Ort erschossen wurden. Sie wurden herausgesucht, wahllos, wurden an eine Wand gestellt, an einen Schuppen, wurden geschlagen und gequält. Ein siebzehnjähriger Junge wurde mit dem Kopf unter Wasser getaucht und wieder hochgezogen, und dann kam das Kommando, dass sie erschossen werden sollen. Die Partisanen haben vom Fenster aus und von der Straße her geschossen. Die Männer fielen um, und die anderen Dorfbewohner mussten sie am Friedhof in ein Massengrab werfen. Die Schützen trugen keine korrekte Militäruniform. Es war zusammengewürfelt mit roten Tüchern und auch zum

Teil deutschen Uniformen. Es waren keine tschechischen Soldaten. Wir nannten sie die Revolutionsgarde.

Die Männer waren tot, aber ich muss der Ehrlichkeit halber sagen, dass die Ereignisse am 2. Juni für mich persönlich noch viel schlimmer waren, als wir antreten mussten und es wurde uns gesagt, wir werden heute alle erschossen. Wir standen also da, ich war etwas größer als die anderen und ich hatte Angst, als erste getroffen zu werden. Ich ging deshalb ständig in die Knie, damit ich mit den anderen gleich groß war, damit ich nicht als erste erschossen werde. Ich wollte mit den anderen erschossen werden.

Es hat eine Zeit lang gedauert, der Kommandant hat eine Rede gehalten. „Ihr werdet heute alle erschossen, das ganze Sudetenland muss krepieren, ich kann Blut sehen. Blut ist mein Bruder, ich habe keine Angst“, und so ging das weiter. Und wir standen da, zitternd und voller Angst. Da hieß es, wir müssen antreten, und ich dachte, sie führen uns zu einem Massengrab und werden uns dort erschießen. Dann sind wir zum letzten Haus des Dorfes geführt worden. Dort lag die ganze Familie, drei Kinder und das Ehepaar, also fünf Personen, erschossen im Flur. Und da mussten wir vorbeigehen, die Leichen waren beleuchtet, und ich vergesse nie die vielen Einschüsse an den Toten, wahrscheinlich von Maschinengewehren. Wer nicht hinsah, musste umkehren und musste noch einmal hinschauen. Dann wurden wir nach Hause geschickt. Das war am 2. Juni, und am 5. Juni war das mit den zwanzig Männern.

Zur gleichen Zeit – das haben wir erst später erfahren – sind in der Nähe von Totzau bei einem Ausflugssthaus, nennt sich „Kottelshof“, zwei Männer aus einem Bauernhof erschossen worden und eine ganze Familie. Warum weiß ich auch nicht. Und die Nachbarn von den zweien und die ganze Familie wurde also erschossen, und das dreijährige Kind wurde dann später in der Jauchegrube gefunden.



Dr. med. Christiane Brückner, geb. Müller aus Totzau (Foto: Förderverein Saaz)



Totzau (Tocov) im Duppauer Gebirge (Foto: Privatarhiv)

Das waren die Ereignisse, die ich erlebt habe und die ich beeiden kann. Neben mir z. B. stand unsere Nachbarin, die Bäuerin, die war schwanger, hatte drei Kinder neben sich, und der Mann stand da vorne [bei den Todeskandidaten]. Meine Freundin stand neben mir mit ihrer Schwester und ihr Vater stand vorne.

Warum sagt man in der tschechischen Regierung nicht einmal: „Ja, wir haben uns gerächt.“ In dem Wort Rache liegt schon begründet, dass etwas vorausgegangen ist von deutscher Seite. Das können und dürfen wir nicht ableugnen, und uns tut es leid. Und die Tschechen könnten

auch einmal sagen: „Es ist geschehen, und es tut uns leid.“ Das würde mir genügen. Aber immer wird nur angezweifelt, dass das so war?³

Ich bin dann 1945 nach Bayern gekommen, habe dann erst gearbeitet und dann habe ich in Erlangen mein Studium beendet und habe meinen Doktor der Medizin an der Universität Erlangen gemacht. Ich habe eine eigene Praxis, die ich jetzt noch im kleinen Rahmen ausübe. Alte Patienten von mir eben.

Das ist alles.

ANMERKUNGEN

1. „Matura“, in Deutschland: Abitur.

2. Die Herausgeber konnten nicht ermitteln, wo diese Aufzeichnungen verblieben sind.

3. Siehe dazu die Deutsch-Tschechische Erklärung vom 21. Januar 1997, Absatz III, im Folgenden auf Seite 370.

dem Decknamen „Alex“ wurden sie von General [František] Slunečko⁸ in die Grenzgebiete gesandt, zum Zwecke der Säuberung und gewaltsamen Vertreibung nach Deutschland. Damit sollten Tatsachen und Vorentscheidungen geschaffen werden, um die Vertreibung auch gegen den

Willen der Alliierten zu erzwingen. Bemerkenswert ist, dass die Zeugnisse der Opfer durch die Berichte der tschechischen StB-Untersuchungen⁹ bestätigt werden.

Die tschechische und deutsche Fassung weichen voneinander ab (Anm. d. Autors).

ANMERKUNGEN

1. Klement Gottwald (1896-1953) war seit 1929 Vorsitzender der KPČ und Parlamentsabgeordneter. Im Juli 1946 übernahm er die Regierung als Ministerpräsident. Nach der Machtergreifung der Kommunisten im Februar 1948 trat er die Nachfolge des zurückgetretenen Staatspräsidenten Beneš an. Unter seinem Regime 1948-1953 wurden 178 Menschen aus politischen Gründen hingerichtet.

2. Buzuluk: südrussische Stadt.

3. Heliodor Píka (1897-1949), kämpfte 1916-1918 auf Seiten der Alliierten gegen Österreich-Ungarn und Deutschland. Nach 1938 setzte er sich als Exilpolitiker für die Tschechoslowakei ein und wirkte am Abschluss des sowjetisch-tschechischen Militärbündnisses mit. Als Leiter der Militärmission in Moskau warnte er schon im August 1941 Präsident Beneš, dass die Sowjetunion nicht an einer freien und demokratischen Tschechoslowakei interessiert sei. Trotzdem unterzeichnete auch er im November 1943 den Bündnisvertrag mit der Sowjetunion. Vergeblich versuchte er danach, den Kommandeur der 1. Tschechoslowakischen Brigade, Ludvík Svoboda als Oberbefehlshaber der Befreiungstruppen durchzusetzen. Im Mai 1945 wurde Píka Stellvertretender Generalstabschefs, jedoch nach dem kommunistischen Februarumsturz 1948 verhaftet und wegen angeblichem Landesverrat gehängt. 1968 rehabilitierte ihn ein Gericht mit Hilfe des damaligen Präsidenten Ludvík Svoboda.

4. Die Regierung der „Nationalen Front“ war nach dem Willen des Exilpräsidenten Edvard Beneš gebildet worden. Sie sollte bis zu allgemeinen Wahlen provisorisch bleiben. Im „Kaschauer Programm“ wird sie definiert als die Regierung „aller sozialen Bestandteile und politischer Richtungen, die im Inland wie im Ausland den nationalen Befreiungskampf für die Niederwerfung der deutschen und ungarischen Tyrannei geführt haben“. Damit wurde eine Reihe von Parteien ausgeschlossen. Der Regierung gehörten somit sechs Parteien an: die tschechischen und slowakischen Kommunisten (KSČ und KSS), die Sozialdemokraten (ČSDSD), die Volkssozialisten (ČSNS), die slowakischen Demokraten (DS) und die Volkspartei (ČSL) sowie einige Parteilose.

5. Gemeint ist eine zwanzigminütige Explosion in einer Aussiger Munitionsfabrik am 31. Juli 1945, bei der 33 Personen – sieben Tschechen und 26 Deutsche ums Leben kamen. Bei darauf folgenden Ausschreitungen von Tschechen gegen Deutsche in der Innenstadt und auf einer der Elbbrücken starben nach Schätzungen tschechischer Historiker 40-100 Menschen, die deutschen Schätzungen liegen mehr als doppelt so hoch. Die Ursache der Explosionen konnte offiziell nicht ermittelt werden, doch Brigadegeneral Svoboda war sich sicher, dass der deutsche „Werwolf“ dahintersteckte und drohte indirekt mit der Ausrottung der Deutschen. Otfrid Pustejovsky hat die These aufgestellt, dass die Explosion vom tschechischen Geheimdienst inszeniert worden sei, doch dem Historiker Adrian von Arburg zufolge gibt es auch nicht andeutungsweise

Belege dafür (Otfrid Pustejovsky: Die Konferenz von Potsdam und das Massaker von Aussig am 31. Juli 1945. Untersuchung und Dokumentation. München 2001).

6. Alexej Čepička (1910-1990) trat 1929 in die KPČ ein und war später Mitglied des Politbüros der KPČ. 1942-1945 verbrachte er im KZ. 1946 wurde er zum Parlamentsabgeordneten gewählt. Er war danach bis 1956 in verschiedenen Ministerämtern (Handel, Justiz, Verteidigung) tätig. Als Justizminister (1948-1950) baute er den Justizapparat nach kommunistischem Gesellschaftsverständnis um und schuf ein neues Strafgesetzbuch, das „zum Schutz der demokratischen Volksrepublik“ Straftatbestände wie Hochverrat, Spionage und Sabotage mit höchsten Strafen bedrohte. Es wurde zur Grundlage der stalinistischen Justiz in der Tschechoslowakei. Im Zuge der Entstalinisierung verlor Čepička seine Ämter. 1963 wurde er als Mitverantwortlicher für die politischen Prozesse der 1950er Jahre aus der KPČ ausgeschlossen.

7. Stabskapitän Bedřich Pokorný (1904-1968) war seit 1924 im Militärdienst, 1934 absolvierte er eine Geheimdienstschulung und war danach Verbindungsoffizier einer Grenzeinheit. 1939-1945 arbeitete er im Finanzministerium des Protektorats und war gleichzeitig Agent des deutschen SD (Sicherheitsdienst bei der SS), möglicherweise als Doppelagent. Im April 1945, nach der Eroberung Brünns durch die Rote Armee, trat er in die KPČ ein und wurde gleichzeitig in den tschechischen Staatssicherheitsdienst (StB) aufgenommen. Noch im Mai kam er ins Innenministerium. Dort veranlasste er den „Brünner Todesmarsch“ und untersuchte im Juli den Vorfall in der Aussiger Munitionsfabrik, in den er Pustejovsky zufolge selbst verwickelt gewesen sein soll. Zu dieser Zeit arbeitete er bereits in der Abteilung Z, die den militärischen Abwehrynachrichtendienst (OBZ) beaufsichtigte. Nach wechselhafter Karriere wurde er 1951 in einem Geheimprozess zu 16 Jahren Haft wegen Sabotage und Beschäftigung ehemaliger Gestapo-Informanten verurteilt, kam aber vorzeitig frei und wurde wieder in den Geheimdienst aufgenommen. Während des Prager Frühlings wurde er erhängt in einem Wald bei Brunn aufgefunden. Ob es Selbstmord oder Mord war, wurde nie geklärt.

8. František Slunečko (1886-1963) leitete seit Ende 1939 im Untergrund die Geheimorganisation Alex, die ein Informantennetzwerk in den Ministerien des Protektorats unterhielt und den Widerstand in Prag und anderen Orten organisierte. „Alex“ war Teil der Widerstandsorganisation „Verteidigung der Nation“ (*Obrana národa*). Als Militärbefehlshaber leitete er den Prager Aufstand vom 5. Mai 1945. 1998 bekam er posthum den hohen tschechischen „Orden des Weißen Löwen“, der ursprünglich nur für Ausländer gedacht war.

9. Untersuchungen verschiedener Stellen des Staatssicherheitsdienstes (StB) aus dem Jahr 1947; zum Bericht der Brüxer StB-Stelle vom 13. August 1947 siehe S. 128.

Auf der Suche nach Wahrheit: Ausstellung über Exzesse von 1945-46

VON MARTINA SCHNEIBERGOVA / RADIO PRAG

Radio Prag, Tagesecho 23.05.2006 – Aussagen von Augenzeugen, Fotos, offizielle Berichte der Armeebefehlshaber und andere Archivdokumente sind in der Ausstellung zu sehen, die am vergangenen Freitag in Laun (Louny) eröffnet wurde. Ohne zu kommentieren, dokumentiert sie Ereignisse aus den Jahren 1945-46, die sich an unterschiedlichen Orten Nordböhmens abspielten. Die an der deutschen Zivilbevölkerung verübten Gewalttaten werden meistens als „Exzesse“ bezeichnet. Martina Schneibergova nahm an der Vernissage teil.

Die Ausstellung über die Opfer der kommunistischen Gewalt im nordböhmischen Grenzgebiet wurde von Eduard Vacek vorbereitet, der in der Sektion für Dokumentation und Geschichte der tschechischen Gefängnisverwaltung arbeitet. Bei seiner Tätigkeit stieß er unter anderem auf Dokumente, die den Umgang mit Deutschen kurz nach dem Zweiten Weltkrieg beschreiben: „Als ich die Dokumente durchgelesen habe, war ich erschrocken, wie tief verwurzelt der sogenannte tschechische „Gestapismus“ war. Ich versuchte

zu erfahren, wie das tschechoslowakische Parlament reagierte und wer darüber damals berichtet hat. Ich wollte mich nicht mit der politischen Frage befassen, ob die Deutschen weggehen sollten oder nicht, sondern es interessierte mich, wie es durchgeführt wurde. Denn das war am erschütterndsten.“

Ein Teil der Ausstellung konzentriert sich auf die Gewalttaten, die an den Deutschen in Postelberg (Postoloprty) und in Saaz (Žatec) verübt wurden. Es handelte sich damals nicht um spontane Racheakte, wie es oft gedeutet wird, sagt Vacek: „Das war wirklich kein Ausbruch des Volkszorns. Es handelte sich um gezielte Operationen, die militärisch

gesteuert wurden. Der sogenannte Verteidigungs- und Sicherheitsnachrichtendienst [OBZ] der tschechoslowakischen Armee hatte Kontakte zum russischen NKWD. Diese in der Sowjetunion geschulten Spezialisten, die mit der Armee von Ludvík Svoboda in die Tschechoslowakei kamen, organisierten alle Aktionen, die mit den Deutschen zusammenhingen. Es gab damals Journalisten, die darüber geschrieben haben, der Begriff des ‚Gestapismus‘ wurde im Parlament diskutiert. In der Ausstellung kommentieren wir nicht die Ereignisse. Wir stellen nur die Dokumente zusammen, um dem Besucher die Vorstellung darüber zu vermitteln, wie es wirklich war.“

Einzigartig sind die in der Ausstellung veröffentlichten persönlichen Erinnerungen von neun Augenzeugen, die die Ereignisse von Postelberg und Saaz miterlebt hatten. Einer von ihnen ist Peter Klepsch, der als Junge während des Krieges wegen seiner kritischen Äußerungen von den Nazis verhaftet wurde und bis zum Kriegsende im Gefängnis in Brüx (Most) saß. Im Juni 1945 wurde er als Deutscher jedoch wiederum vom tschechoslowakischen Militär gefangen genommen. Obwohl er sich an diese Zeit ungern erinnert, schilderte er seine Erlebnisse aus Postelberg für die Dokumentarausstellung, die er für wichtig hält: „Ich bin für jeden Schritt dankbar. Denn jedem Schritt wird vermutlich ein weiterer folgen. Die Ausstellung bietet mindestens Diskussionsstoff, und das ist schon viel. Ich möchte sagen, das ist schon ein Maximum von dem, was ich erwartet habe.“

Die Wanderausstellung über die Opfer der kommunistischen Macht in Nordböhmen ist im Vrchlický-Theater in Laun bis zum 9. Juni zu sehen. Danach wird sie offensichtlich in weiteren nordböhmischen Städten gezeigt.

Quelle: <http://www.radio.cz/de/artikel/79179>.
© Copyright 1996, 2006 Radio Prague.



Zeitzeuge Peter Klepsch (links) mit Gattin (Foto: Privatarhiv E. Vacek)

Erinnerung an die Abschiebung der Deutschen

VON TOMÁŠ KASSAL / MLADÁ FRONTA DNES

Mladá Fronta DNES regionale Ausgabe, 29. Mai 2006 – In Laun begann eine Ausstellung mit Zeugnissen abgeschobener Deutscher und der Offiziere, die sie bewachten.

Grauererregende Zeugnisse von Gewalt und Tod, eine Fotografie von der Hinrichtung eines Mannes direkt auf der Straße oder Dienstmeldungen der militärischen Befehlshaber: Das alles werden die Besucher der Ausstellung „Opfer der kommunistischen Macht in Nordböhmen in den Jahren 1945-1946“ zu sehen bekommen. Geöffnet ist sie bis zum 9. Juni, und in den darauf folgenden Monaten wird sie in andere Städte wandern. Die Ausstellung enthüllt kommentarlos Verbrechen, die eine Folge der vorausgegangenen Kriegsleiden sind, deren sich aber die befreite Bevölkerung schuldig gemacht hat.

Die Ausstellung zeigt persönliche Zeugenaussagen und Erinnerungen

Vierundzwanzig Tafeln berichten von der Abschiebung von mehr als zwei Millionen Deutschen aus den tschechischen Grenzgebieten kurz nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein spezieller Teil widmet sich den Gewalttaten, die an den Deutschen in Postelberg und Saaz im Sommer 1945 verübt wurden. Diese Ereignisse wurden von tschechischen Behörden zweimal untersucht: das erste Mal von einer Parlamentskommission im Jahre 1947 und fünfzig Jahre später von der Polizei. Die Autoren der Ausstellung behaupten aber, dass die wirklichen Täter auf den Fotografien und Dokumenten der Launer Ausstellung gezeigt werden. „Die Ausstellung ist ungewöhnlich wegen der Gründlichkeit ihrer Informationen. Nicht einmal die polizeilichen Ermittler waren in der Lage, die wahren Schuldigen zu finden“, erklärt Eduard Vacek, ein Mitglied der veranstaltenden Föderation unabhängiger Schriftsteller.

Die Autoren glauben nicht, dass ihre Arbeit dazu angestrichen ist, den nationalen Streit zwischen Deutschen und Tschechen neu zu leben. „Es ging nicht um einen nationalen Konflikt, auch wenn das immer als ein Ausbruch des Volkszorns erklärt wird. Alles war politisch vorbereitet, und mit dem Historiker Tomáš Staněk stimmen wir überein, dass es von militärischer Seite gründlich geplant war“, behauptet Vacek.

Als Hauptschuldige benennt die Ausstellung die Kommunisten, die damals an die Macht kamen. Der Besucher muss aber keine Angst haben, mit allgemeinen Phrasen und Behauptungen abgespeist zu werden. Auf den Tafeln sind Fotografien, Dokumente und Erinnerungen von kon-



Ausstellungskurator Eduard Vacek, links der Launer Theaterdirektor Vladimír Drápal (Foto: Privatarchiv Vacek)

kreten Personen zu sehen: von Menschen, die über Politik und Abschiebung entschieden, und Menschen, die darunter litten oder sogar daran starben. Vollkommen einzigartig ist die Ausstellung durch die persönlichen Erinnerungen von neun Zeitzeugen, die die Ereignisse in Saaz und dann in Postelberg erlebt haben. „In Tschechien war niemand bereit oder in der Lage, sich zu erinnern. Wir sind deshalb nach Deutschland gefahren, wo wir alles mit der Kamera aufgenommen und dann übersetzt und niedergeschrieben haben. Auch deshalb sind die Erinnerungen authentisch“, sagt Vacek mit Blick auf die Vorbereitungen, die eineinhalb Jahre in Anspruch genommen haben.

Die persönlichen Erinnerungen der Zeitzeugen lassen einen erschauern. Heinrich Giebitz aus Saaz zum Beispiel schildert das Schicksal der fünf Buben im Alter von 13 bis 14 Jahren, die in der Postelberger Kaserne auf ihre Abschiebung gewartet haben. Einmal aber sind sie über eine Mauer gestiegen: „Die Wächter aus den Reihen der Armee und der freiwilligen Revolutionsgarde nahmen sie fest und schleppten sie zur Kasernenmauer, wo sie den anderen Deutschen zur Schau gestellt wurden. Es wurden ihnen die Hosen heruntergezogen, und sie wurden verprügelt. Das Blut floß ihnen die Beine entlang. Nach einer Weile kam ein Offizier mit fünf Mann. Sie nahmen Feuerstellung ein, und es wurden der Befehl ‚Feuer‘ gegeben! Zwei waren gleich tot. Einer, der nur angeschossen worden war, lief auf den Schützen zu und flehte, er wolle zu seiner Mama. Mit einer zweiten Salve brachten die Soldaten auch die restlichen Jungen um“, erinnert sich der Saazer Landsmann.

An anderer Stelle sagt einer der Befehlshaber von Postelberg beim Untersuchungsverfahren der Parlamentsabgeordneten im Jahre 1947 aus. Jan Čupka war verdächtig, der Wache den Befehl gegeben zu haben, in die versammelten Deutschen zu schießen. Vor der Untersuchungskommission hat er das geleugnet, mit der Erklärung, er habe ehemalige KZ-Häftlinge und Frontsoldaten geführt, die Traumatisches erlebt hätten und nach Rache dürsteten: „Es ist nicht ausgeschlossen, dass einige ohne mein Wissen irgendwelche Deutschen abgeknallt haben“, steht im Protokoll.

Weitere Ausstellungen in Nordböhmen geplant

Die Ausstellung bietet auch ein Verzeichnis der Internierungslager, von denen es in Tschechien an die 500 gab.

In Nordböhmen waren das außer Saaz z. B. Theresienstadt (Terezín), Salusitz (Zálužice) bei Brüx (Most) und Schöbritz (Všebořice) bei Aussig.

Die Wanderausstellung startet im Launer Theater. „Ich habe die Ausstellung angenommen, da wir im Grenzgebiet liegen und die Ereignisse nicht weit von Laun geschehen. Nach den Wahlen wird die Ausstellung wahrscheinlich weiterziehen“, sagte Theaterdirektor Vladimír Drapál. Bisher interessiert sich für die Ausstellung das Museum in Tetschen (Děčín). In Laun ist die Ausstellung täglich von 14-17 Uhr geöffnet, außerdem vor den Vorstellungen im Theatervestibül. Danach soll sie vor allem in nordböhmischen Städten zu sehen sein, aber geplant ist auch eine Präsentation im Prager Senat.

Übersetzung Otokar Löbl und Andreas Kalckhoff